Über das Gefallen.

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde der philosophischen Fakultät (I. Sektion) der K. Ludwig-Maximilians-Universität zu München

vorgelegt im Sommer 1912

von

Karl Konstantin Loewenstein -Freudenberg.

ACAD. LUDO. BAT. BIBL.

Parchim 1913.

Druck von Hermann Freise, Spezialdruckerei für Dr.-Dissertationen.

Eingereicht am 17. August 1912.

Genehmigt auf Antrag der Herren Professoren:
Dr. A. Pfänder und **Dr. C. Baeumker.**

Tag der mündlichen Prüfung: 3. Juni 1913.

Vorbemerkung.

Ich kann es nicht unterlassen dieser Arbeit eine (wenn auch nachträgliche) Vorbemerkung mit auf den Weg zu geben. In dieser Arbeit ist der Versuch gemacht über ein neues Problem in neuer Weise abzuhandeln. Nicht, daß ich in unbescheidener Weise behaupte, das Gefallen sei von mir „entdeckt" worden. Nein, ich will hiermit nur sagen, daß die Besonderheit, die das Gefallen als psychisches Phänomen hat, hier — wenn ich die eben erschienene Abhandlung von M. Geiger, „Beiträge zur Phänomenologie des aesthetischen Genusses", (I. Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung, Halle 1913), die ich leider nicht mehr benutzen konnte, ausnehme — zum ersten Mal ausführlich dargestellt wird.

Dieser Umstand bringt es mit sich, daß ich es mir erlaubt habe, an manchen Stellen dieser Arbeit Ausdrücke zu gebrauchen, welche der gewöhnlichen Umgangs- und Schulsprache weniger geläufig sind und ebenso, daß meine Redeweise des öfteren jenseits der Geleise des Leichtverständlichen gerückt ist. Wer immer etwas Neues auf philosophischem Gebiete zu sagen hat, wird es nicht vermeiden können, die Sprache in seiner Weise zu handhaben und, wo nötig, Worte in seiner Weise zu formen und zu bilden.

Mag diese kleine Vorbemerkung dem Verfasser nicht so sehr als Rechtfertigung denn als Entschuldigung zu gute gehalten werden!

Ueber das Gefallen.

Bei den Oscillationen, welche der philosophische Geist des 19. Jahrhunderts vom Subjektivitäts- zum Objektivitätsgedanken gemacht hat, — ich nenne nur die Namen: Beneke — Bolzano und Th. Lipps — Ed. Husserl — ist es nichts weniger als verwunderlich, daß mit einer Entwertung des Subjektivitätsgedankens diejenigen Probleme an Dignität und Bedeutung einbüßten, die in großer Nähe und Abhängigkeit zur Subjektsidee stehen und vice versa. Als Beispiel mögen die Urteilslehren einiger Logiker des verflossenen Jahrhunderts in Erinnerung gebracht werden. Die „Subjektivisten" legen bei ihren Untersuchungen den Nachdruck auf das Urteilen, das lebendige psychische Tun, wie sie sich ausdrücken, und kümmern sich wenig um ein — nach ihrer Meinung erstarrtes Gebilde — das Urteil, welch letzteres die „Objektivisten" als den einzig würdigen Gegenstand für eine Urteilslehre nehmen. Das „Urteilen" zu untersuchen, erscheint ihnen gewissermaßen als eine recht untergeordnete — wenn nicht gar überflüssige — Beschäftigung. Im Hinblick auf diese Tatsache besteht für unser Thema eine zwiefache Gefahr. Einmal ist von objektivistischer Seite eine kleine Wertherabsetzung zu befürchten. Andererseits wird auch eine dem Subjektivismus nahestehende Psychologie gar manche Ausstellungen an der speziellen Behandlungsart unseres Themas zu machen haben;

denn es soll hier nicht vor allem und ausschließlich der übliche Versuch gemacht werden, den eigenartigen Tatbestand, den wir „Gefallen“ zu nennen pflegen, auf letzte psychische Elemente und deren Anordnung „zurück“zuführen, noch soll eine psychologisch-klassifikatorische Methode zur ausschließlichen Verwendung gelangen.

Ich will in dieser Einleitung eine rohe Skizze der in Frage kommenden Probleme zu entwerfen versuchen. Sodann möchte ich hierauf in einem ersten Hauptteil eine Wesensanalyse des Gefallens bringen.

In einem zweiten Hauptteile will ich die bedeutsamsten Arten des Gefallens zu charakterisieren versuchen und hieran anknüpfend auf Vorkommenseigentümlickeiten und ähnliche Bildungen wie das Gefallen eingehen.

Schließlich soll eine kurze Auseinandersetzung mit den wichtigsten literarisch niedergelegten Ansichten folgen.

Was ist das Gefallen?

Wenn man, die Vieldeutigkeit dieser Frage wohl erkennend, trotzdem eine Antwort hierauf versucht, so dürfte es am geratensten sein, zu beantworten, welcher Ordnung von „Gegenständen“ — beides, Ordnung sowohl wie Gegenstände, unpräzis genommen — das Gefallen zugehört.

Daß das Gefallen nicht der physisch-materiellen Welt angehört, braucht wohl nicht erwähnt zu werden; ebensowenig dürfte das Gefallen dem Seinsgebiet zuzurechnen sein, welches wir für sog. „ideale Gegenstände“ (etwa Sätze an sich, Zahlen, geometrische Gebiete u. ä.) in Anspruch nehmen.

Das Gefallen dürfte also zunächst dem Gebiet des Psychischen zuzuordnen sein. Wir werden das

Gefallen im Bereich psychischer Phänomene zu suchen haben. Wenn man darauf ausgeht, sich das Gefallen zu vergegenwärtigen, wird man genötigt sein, in dem inneren Erleben danach zu forschen. Nun kann man auch in dem Psychischen verschiedene Grundkategorien unterscheiden. Eine herkömmliche Psychologie pflegt drei Grundklassen von psychischen Elementen anzuführen.

Man teilt nach ihr das Seelenleben ein in die Vorgänge des Denkens, Fühlens und Wollens. So wenig zutreffend mir eine solche Dreiteilung erscheint, und soviel Einwände ich gegen ihre Richtigkeit zu machen in der Lage wäre, so will ich doch versuchen, in dieser allgemeinen Orientierung nachzuprüfen, ob sich das Gefallen unter eine dieser drei Grundklassen einreihen läßt.

Das Denken, selbst wenn es sehr weit genommen wird — als die Gesamtheit der intellektuellen Phänomene —, scheint mir nicht mit Recht für das Gefallen in Anspruch genommen zu werden. Im Denken wird niemals diese persönliche Stellungnahme des Ichs, dieses Beteiligtsein sich ausdrücken, wie es sich im Gefallen kundgibt. Im Denken bleibt immer die sog. sachliche Beziehung des Subjektes auf die Gegenstände vorwaltend. Die intellektuellen Akte erschließen uns Beziehungen, die an sich bestehen, aber keineswegs eine Art persönlichen Eingehens auf Objekte irgendwelcher Natur. Gewiß kann dieses persönliche Eingehen auf Objekte auch Gegenstand intellektueller Akte sein. Es ist dann aber eine Objektivierung dieses „persönlichen Eingehens auf etwas“ eingetreten, das „persönliche Eingehen“ wird gedacht und nicht mehr gelebt.

Ich möchte in gleicher Weise wie das Denken auch das Fühlen als Grundkategorie für das Gefallen zurückweisen. Hier liegt die Sache insofern

schwieriger, als unter der allgemeinen Bezeichnung „Gefühle“ die verschiedenartigsten Tatbestände gemeint werden, denen zum Teil nur eine vage Zugehörigkeit zu diesem Gebiet eignet. Trotzdem glaube ich als weitestes Charakteristikum der Gefühle eine eigentümliche Ichzentrierung aufweisen zu können. Gefühle, so will mir scheinen, sind in der phänomenalen Existenz einem Ich in besonders naher Weise anhaftend. Es hat daher einen guten Sinn, wenn Th. Lipps Gefühle „Ichzuständlichkeiten“ nannte. Gefühle können wohl auch „intentional“ sein, es liegt aber nicht im Wesen der Gefühle, irgendwelche Gerichtetheit an sich zu tragen. Fragen wir uns Gefallen, ob hier auch zum Wesen des Phänomens gehörig eine solche Ichzentriertheit aufzuweisen ist? Ich glaube das verneinen zu müssen; denn, wie ich immer den Tatbestand des Gefallens zu analysieren versuche, immer finde ich ein Etwas, ein objektives Datum, eben dasjenige, was mir gefällt. Ebensowenig scheint es mir wahr zu sein, daß jenes objektive Datum nur Anlaß für Gefallensgefühle sei. Gefallen ist etwas anderes als ein Lustgefühl an etwas haben. Dies erhellt schon daraus, daß synchron im Bewußtsein Gefühle der Unlust, der Verdrossenheit u. ä. mit dem Erlebnis des Gefallens vorkommen. Ein mir wohlgefälliges Ornament, das ich erblicke, wenn ich gerade übellaunig bin, kann auch dann mein Gefallen erregen, ohne daß hierdurch meiner üblen Laune Abbruch getan wird. Gefallen will — vorbehaltlich einer näheren Bestimmung — sagen, daß ein gegenständlich genommenes Etwas zu mir eine eigentümliche Stellung hat. Dieses Etwas, das gefällt, darf bei einer Charakteristik des Gefallens nicht übersehen werden. Denn gerade dieses Eingehen des gefallenden Objektes in das Gefallenserlebnis unterscheidet das Gefallen wesentlich von allen Gefühlen. Mag es immer

Gefühle der Wohlgefälligkeit zum Beispiel geben — wir leugnen sie nicht, — so stellen diese Gefallensgefühle doch bloße Fragmente von dem eigentlichen Gefallensgeschehen dar; ebenso wie es gewisse intellektuelle Gefühle gibt, welche gleichsam korrumpierte Urteile zu sein scheinen. Eine Reduktion logischer Tatsachen auf diese Gefühle wird jedoch heutzutage sicherlich und mit Recht von der Mehrheit der Forscher als unangängig betrachtet. In ähnlicher Weise ist eine Reduktion des Gefallens auf Wohlgefälligkeitsgefühle unstatthaft.

Wir kommen zum letzten Punkte dieser vorläufigen Erwägungen. Ist das Gefallen zu der Klasse der Willensphänomene zuzurechnen? Bekanntlich hat Hermann Schwarz in seiner „Psychologie des Willens" die Ansicht vertreten, daß die Akte des Gefallens und Mißfallens die primitivsten Willensregungen seien. So sehr ich Hermann Schwarz darin beistimme, daß das Gefallen nichts mit dem Gefühl zu tun hat, so kann ich nicht seiner Ansicht sein, das Gefallen auf den Willen zu reduzieren. (Am Schlusse dieser Abhandlung werde ich ausführlicher auf die Widerlegung der Schwarz'schen Hypothese eingehen, jetzt werde ich nur eine allgemeine Zurückweisung seines Standpunktes versuchen).

Die Grundargumentation dieser Theorien geht davon aus, daß für das Wollen ein Gefallen antezedierend ist. „Wir wollen erst das, was uns gefällt und wollen nicht, was uns mißfällt". Diese Voraussetzung wäre schon als solche anzufechten; denn gar oft scheint unser Wollen auf etwas gerichtet, was uns mißfällt. Als Beispiel möchte ich auf manche Arten von Versündigungen hinweisen, in denen uns das Gewollte sehr mißfällt, aber trotzdem gewollt wird.

Außerdem würde nicht ausgemacht sein, selbst wenn das Gefallen für das Wollen vorbereitend wirkt, daß das Gefallen eine Grundklasse des Wollens ist. Das Wollen und das Gefallen könnte trotzdem zwei völlig verschiedenen Ordnungen des Psychischen angehören. Und in der Tat ist in dem Phänomen des Gefallens nichts Willensartiges anzutreffen. Für jedes Willenserlebnis ist es charakteristisch, daß das Ich eine Zielung erhält, etwas, wonach von ihm (dem Ich) aus Richtstrahlen ausgehen, die jedoch mehr sind als ein allgemeines Gerichtetsein auf ein Objekt, die als besondere Eigenschaft noch eine innere Bewegung des Ichs selbst zu eben diesem Objekte haben. Diese Selbstgestaltung des zielenden Ichs, wie ich kurz den Tatbestand des Willenserlebnisses beschreiben will, ermangelt dem Gefallen ganz und gar. Wir können nicht konstatieren, daß bei dem Gefallenserlebnis überhaupt etwas Aehnliches wie ein gerichtetes Streben des Ichs vorhanden wäre. Im Gefallen verharrt das Ich im Grunde an seiner Stelle, um mich bildlich auszudrücken; vom Ich, so werden wir weiter sehen, gehen wohlbestimmte Bewegungen aus, aber das Ich selbst bleibt beim Gefallen im Gegensatz und Unterschied zum Wollen unbeweglich.

Nachdem sich die bisherigen Zuordnungsversuche als fruchtlos erwiesen haben, erübrigt es sich vielleicht noch andere Klassen und Ordnungen zu kennen, denen wir das Gefallen beizählen könnten. Man könnte etwa versuchen, das Gefallen als ästhetisches Spezifikum, sozusagen als eine ästhetische Funktion zu betrachten. Man könnte andererseits vielleicht das Gefallen unter eine Klasse von Apperzeptionserscheinungen rechnen oder Aehnliches, doch scheinen mir alle diese Klassifikationsversuche zu keinem rechten Resultate zu führen und ich möchte sie an dieser Stelle abbrechen, um mich einer speziellen Betrachtung

des Phänomens selbst zuzuwenden. Bevor ich eine exaktere Darstellung des Gefallens gebe, will ich in dieser Einleitung noch eine kurze Beschreibung des beim Gefallen vorkommenden Tatbestandes anführen. Beachten wir eines der ständig bei uns vorkommenden Gefallenserlebnisse!

Wir erblicken — um ein Beispiel zu konstruieren — eine Lila-Farbnuance eines Stoffes und finden, daß uns diese Farbtönung gefällt. Wie ist dieses Erlebnis beschaffen? Zunächst und vor allem scheint es sich durch ein inneres Stehenbleiben vor dem wohlgefälligen Gegenstande zu charakterisieren. Diesem Stehenbleiben, das sich auch im Verwundern, Staunen u. ä. ausdrückt, eignet aber eine besondere Qualität der Hereinbeziehung des Objektes zu mir. Das Lila gefällt mir, d. h. — wenn ich es in bildlicher Sprache verdeutlichen soll, was ich hier erlebe — es wird von mir aufgenommen, beherbergt. In dem Gefallenserlebnis ist eine Harmonie, eine Zusammengehörigkeit dieses Gefälligen mit meinem Ich vorhanden; ebenso wie im Mißfallenserlebnis ein Hinausstoßen, ein Wegtuen des Mißfälligen von meinem Ich zu finden ist.

Ein weiteres Charakteristikum des Gefallens liegt in dem Umstand, wie mir der wohlgefällige Gegenstand gegeben ist. Es ist nicht so, daß z. B. in der mir gefallenden Farbnuance des Stoffes auch die Textur desselben als ein Gefallendes mit vorhanden zu sein braucht. Der Stoff kann mir gefallen, aber dann umspannt das Gefallenserlebnis mehr als in unserem Beispiel ausgedrückt ist, wo es sich eben ausschließlich um das Gefallen des Lila handelte. In diesem letzteren Falle ist eben nur das Lila das Objekt für das Gefallenserlebnis und nur auf dieses bezieht sich die Beschreibung, die vorhin von dem „Aufnehmen“ des Gefallenserlebens gegeben wurde. Das Gefallen

nimmt sozusagen nur eine Sphäre des Objektes in Anspruch. Deshalb werden auch die tatsächlich bestehenden Fundierungsbeziehungen eines Gefallensobjektes außer Acht gelassen. Wenn mir eine Farbnuance und nur diese gefällt, so ist es gleichgiltig, ob ein stofflicher Träger dieser Nuance existiert, oder ob ein bloßer Lichtreflex diese Nuance erzeugt. Das Gefallenserlebnis geht nur auf dasjenige, welches als das schlechthin Gefällige erscheint und hat dieselbe Begrenzung wie dieses. Um dies etwas klarer zu stellen, mag an die Dingwahrnehmung erinnert sein, bei der es sich gerade umgekehrt verhält. Ein Ding, z. B. diese Streichholzschachtel wird als dieses bestimmte Ding wahrgenommen, wenn etwa nur eine geringe optische Gegebenheit da ist (einzig die braune Reibfläche vielleicht). Die Wahrnehmung gibt aber in dieser beschränkten Ansicht den ganzen einheitlichen Gegenstand. In diesem Sinne können wir sagen, wir nehmen in einer Teilgegebenheit das ganze Ding wahr. Die Wahrnehmung geht hier (auf eine Ganzheit) über das adaequat Gegebene hinaus. Beim Gefallen ist diese Ueberschreitung des Unmittelbaren nicht vorhanden. Das Gefallen bezieht sich immer auf etwas Bestimmbares, das selbst da ist. So hat auch das Mißfallenserlebnis nur einen bestimmten Radius des Mißfälligen. Es ist nicht so, als ob das aktuelle Mißfallen kontagiös wäre und ursprünglich nur auf einen Punkt zielend alles um sich in das Mißfallen einschlösse. Es ist nicht zu leugnen, daß das Gefallen auch verändernd auf die Stellung wirkt, welche der Träger des Gefallenden zu mir hat. Doch ist diese Wirkung eine sekundäre; sie ist eine Folge des Gefallens, aber keine unmittelbare wesenhafte Folge, wie sie etwa bei der Angst auftritt, durch welche ein mich ängstigendes Objekt immer größer wird und gefahrdrohender wird,

wenngleich nur ein bestimmter Punkt an diesem Objekt der ursprüngliche Gegenstand der Angst war [1]).

Um nochmals einen kurzen Ueberblick vor Schluß dieser Einleitung auf das Thema zu gewähren, sei hervorgehoben, daß das Gefallen sich nicht auf die psychischen Kategorien des Denkens, Fühlens und Wollens abtragen ließ. Für das Gefallenserlebnis fanden wir besonders charakteristisch: das innere Stehenbleiben vor einem Objekt, das Aufnehmen desselben und die erlebte Harmoniebeziehung zwischen dem Gefallensgegenstand und dem Ich. Schließlich versuchten wir zu zeigen, daß das Gefallen nur einen bestimmten Radius in Bezug auf das gefällige Objekt ausspannt.

Der nächste Abschnitt wird eine eingehendere Wesensanalyse unseres Phänomens bringen.

I. Wesensanalyse des Gefallens.

Die erste große und orientierende Frage vor Beginn dieser Wesensanalyse scheint mir diejenige zu sein, welche fragt, welche Grundbestandteile für unser Phänomen anzuführen sind. Diese

[1]) Dieses eigentümliche Anwachsen der mich ängstigenden Materie, dieses fortwährende Sich-Erweitern des ursprünglichen Angsterregers wird wohl jedem bekannt sein, der die Verse aus Lenaus Gedicht „Der traurige Mönch" in der Phantasie mit zuerleben weiß:

„Und als die Sonn' am Abend sinkt:
Die Herzen bänger schlagen,
Der Mönch aus jedem Strauche winkt
Und alle Blätter klagen,
Die ganze Luft ist wund und weh — —"
usw.

Frage kann oder könnte mißverständlich aufgefaßt werden, wenn nämlich jemand damit implicite die Tatsache behauptet glaubte, daß das Gefallensphänomen auf irgendwelche Elemente reduzierbar sei. Dies ist damit nicht behauptet und diese ganze Abhandlung soll ja gerade die Selbständigkeit des Gefallensphänomenes dartun. Nein, wenn ich die Frage nach den Grundbestandteilen des Gefallens tue, so meine ich hier nur die Faktoren angeben zu sollen, zwischen denen das Gefallen jeweils auftreten kann, Faktoren, welche man mit einiger Freiheit die Voraussetzungen des Gefallens nennen könnte. Wie es zur Existenz des Materiellen Voraussetzung ist, daß Räumlichkeit ist, so sind auch für die Existenz psychischer Phänomene Voraussetzungen namhaft zu machen. Ich unterlasse es hier allgemeine Voraussetzungen für das Psychische selbst anzugeben (etwa die Lebenserscheinungen), da diese Fragen selbst sehr schwierig zu behandeln sind und mehr in eine Grundlegung der Psychologie als in eine Detailuntersuchung gehören. Ich behandle daher im Nachfolgenden nur die sog. spezielleren Voraussetzungen des Gefallens, diejenigen Faktoren, welche notwendigerweise da sein müssen, um ein Gefallenserlebnis zu bewirken.

Wenn wir vom Gefallen oder Mißfallen reden, so setzen wir dabei als selbstverständlich voraus, daß ein Etwas jemandem ge- oder mißfällt. Diese Nennung des Etwas, das gefällt, und des Subjektes, dem etwas gefällt, führt zu der Auseinanderlegung zweier Grundbestandteile des Gefallensphänomens, nämlich des Ichs und des Objektes. Die eigenartige Beziehung, welche das Ich zu dem Objekt hat, wird uns zunächst beschäftigen.

Wenn mir etwas gefällt, so ist mein Ich in irgend einer Weise von dem Gegenstand informiert. So platt diese Behauptung klingen mag und so selbst-

verständlich sie auf den ersten Blick erscheint, so bedarf sie doch einer Erläuterung. Es ist nicht so, daß bei dem Gefallen eine symbolhafte Stellvertretung des Gefallensobjektes zureichend wäre. Das Gefallen kann nur da auftreten, wo das Gefällige *selbst* da ist und auch als *selbst daseiend* von dem Subjekte erfaßt wird. Immer, wo mir etwas gefällt, bin ich auf das Gefällige selbst gerichtet; ein bloßes Vermeinen des Gefälligen reicht nicht hin, um zu echten Gefallenserlebnissen zu gelangen.

Ein Einwand gegen die Selbstgegebenheit des Gefälligen liegt nahe; man könnte sagen, man kann doch auch an etwas ziemlich Unbestimmtem Gefallen oder Mißfallen hegen („Die ganze Richtung gefällt mir nicht" möchte ich als Beispiel für ein Gefallen mit solch unpräzisem Objekt anführen). Ich stelle diese Erscheinungen des ungewissen, approximativen Gefallens nicht in Abrede. Es gibt dieses gefällige oder mißfällige Betrachten von Personen, Zuständen, Zeitläuften usw., bei denen das eigentliche Objekt ein sehr vages zu sein scheint; doch glaube ich, daß in diesen Erscheinungen keine reinen, vollgiltigen Gefallenserlebnisse sich aussprechen. Es sind hier die Stimmungen, Seelenhaltungen, welche das Gefallen bedingt und die in selbständiger Form auftreten, dem echten Gefallen gleichgesetzt. Wenn jemand ein so unscharfes Gefallen zu haben vorgibt und im Ungewissen darüber ist, was ihm eigentlich gefällt, so ist zweierlei möglich: einmal kann der Betreffende gar wohl ein echtes Gefallenserlebnis haben, es kann ihm jedoch die Kundgabefähigkeit dessen, was ihm gefällt, ermangeln, zum anderen kann gar wohl das Objekt des Gefallens nicht selbst gegeben sein, dann wird aber stets bei genauer Selbstbeobachtung zu konstatieren sein, daß nur Gefallensgefühle oder vielleicht ein gefallendes Stellungnehmen vorhanden ist, welches

sich von dem eigentlichen Gefallenserlebnis gar wohl unterscheidet. Diese Menschen, die solche stimmungshaften Stellungnahmen für Gefallenserlebnisse in echtem Sinne halten, gleichen denjenigen, welche gefühlsmäßige Orientierungen für verstandesmäßige Deliberation halten. (Um die hier vorkommenden Bezeichnungen: Gefallensgefühl, gefallende Stellungnahme und Gefallenserlebnis zu verdeutlichen mag zunächst auf Seite 7 f. hingewiesen sein, wo über Gefallensgefühle zuerst gesprochen wurde und für die „gefallende Stellungnahme" auf Seite 64, woselbst sich nähere Ausführungen finden. Um jedoch an dieser Stelle keine Undeutlichkeiten aufkommen zu lassen, mag die nachfolgende Einschiebung gestattet sein.

Gefallensgefühle unterscheide ich von echten Gefallenserlebnissen, wie man — um eine Analogie zu gebrauchen — Verständnisgefühle von einem echten Verstehen unterscheidet. Jemand hört z. B. einem Vertrage zu, den er eigentlich nicht versteht und nicht verstehen kann, da ihm die Gedankenoperationen des Vortragenden etwa völlig ungeläufig sind, trotzdem versucht er eine geistige Angleichung an das Vorgetragene. Diese — so will ich annehmen — glückt hin und wieder; daraus entstehen meist ganz typische Gefühle, welche ich Verständnisgefühle nenne. Der Zuhörer — vorwiegend der weibliche — pflegt es meist bei diesen Verständnisgefühlen genug sein zu lassen und wird schließlich kaum mehr zu einem echten Verstehen vordringen können. —

Gefallensgefühle zeigen eine Verwandtschaft zu den Verständnisgefühlen. Auch sie können ein echtes Gefallen umgeben wie diese ein echtes Verstehen. „Können" sage ich; denn im konkreten psychischen Erleben pflegt nicht das Gefühlsmäßige hervorzutreten, wenn Aktmäßiges sich abspielt. Die Gefallensgefühle

begleiten das echte aktmäßige Gefallenserlebnis, wie alles psychische Geschehen von Gefühlen umwoben und umsponnen ist; nur das Hervortreten dieser Gefühle bei dem Akterlebnis ist kein bedeutsames. Da aber, wo wir von „nur Gefallensgefühlen" sprachen, sollte deutlich gemacht sein, daß diese Gefühle sich an Bruchstücke von Gefallenserlebnissen anschließen, ja daß diese Gefallensgefühle für echtes Gefallen sich ausgeben. Beispiel: Man geht in heiterer Laune spazieren: alles gefällt einem; Die Menschen, die Gärten, die Dinge auf der Straße usw. Hier ist es meist so, daß nur bei wenigen Anlässen ein echtes Gefallen sich einstellt. Ein echtes Gefallen, welches eben jene noch später zu besprechende innere Harmoniebeziehung zu dem Gegenstand erschließt, unterscheidet sich insbesondere durch diese deutliche Objektgerichtetheit von dem Gefallensgefühl, das vorwiegend die Objekte nur als äußeren Anstoß (für das Gefühl) gebraucht.

Die Gefallensgefühle kann man, wie dies durch unsere Anlyse schon vorgesehen ist, in mehrere Gruppen zerlegen. Erstlich in solche, welche dem echten aktmäßigen Gefallenserlebnis am nächsten stehen und die ich als fragmentarische Gefallenserlebnisse ansprechen möchte. Alle diejenigen Gefallenserlebnisse, welche die im Nachfolgenden noch genauer angeführten Bedingungen nicht erfüllen, sind hierher zu rechnen. Man könnte darüber befremdet sein, daß ich diese fragmentarischen Gefallenserlebnisse kurzer Hand in die Gefühlssphäre verweise. Ich tue dies deshalb, weil eine Gesetzmäßigkeit des Psychischen besteht, daß alles Gerichtet-Psychische, sofern es nicht aktmäßig ist, gefühlsmäßig sich manifestiert. (Das Zuständliche, das Bereite u. ä. ist hiermit natürlich nicht getroffen). Eine zweite Art der Gefallensgefühle sind Spiegel-

Gefühle. Ich führe gleich ein Beispiel hierfür an: Ich sehe etwa ein Objekt, das mir gefallen hat, oder eines, das demjenigen ähnlich ist, das einst mein Gefallen erweckt hat und — es gefällt mir wieder resp. auch. Nun kann ich natürlich in diesem Fall ein echtes Gefallenserlebnis haben; häufig aber wird das frühere Gefallenserlebnis gefühlsmäßig gespiegelt werden und so vikariierend ein echtes Gefallen ersetzen. — Eine dritte Art von Gefallensgefühlen ist gegenständlich orientiert. Ein Ding, so will ich einmal annehmen, ist hübsch, nett, „gefällig", wie man auch sagt, es liegt in ihm als objektive Eigenschaft die Fähigkeit, „Gefallen zu erwecken". Diese Eigenschaften des Gegenstandes — sein Hauch der Wohlgefälligkeit — sind geeignet, Gefühle zu erwecken, die ich deshalb zu den Gefallensgefühlen mit hinzunehme, weil diese Gefühle sich an Qualitäten anschließen, welche für ein echtes Gefallen prädisponierend sind und so auch häufig an die Stelle von echtem Gefallen treten.

„Gefallende Stellungnahme" entspricht dem gebräuchlichen Wortsinn: ich nehme eine Haltung, eine Stellung ein. Und zwar eine Haltung, Stellung zum Gefallen. Diese Stellungnahme ist nicht das echte Gefallen selbst, sondern nur eine Vorbereitung hierzu. Das Gefallen wird, wie ich später zeigen werde, unmöglich, wenn nicht die nötige Stellungnahme vorausgeht; das Ich muß sich öffnen und zu dem Gegenstand in eine Beziehung treten, die man mit einer eigentümlichen geistigen Hereinnahme bezeichnen kann. Das sind alles bildliche Redewendungen, aber es ist nicht anders möglich als durch diese Mittel auf die Tatbestände hinzuweisen, deren Beschreibung nur dann Sinn hat, wenn sie einmal erlebt sind, deren Nacherleben für die Auffassung des hier Gesagten aber unerläßlich ist.

(Ueber das „echte Gefallenserlebnis“ ist in dem Nachfolgenden mit solcher Ausführlichkeit gehandelt, daß es mir an dieser Stelle wohl erlassen werden kann, vorausgreifend darauf einzugehen.)

Für das Gefallen ist es wesentlich, daß es das Gefällige so enthält, wie es ist, d. h. so wie es sich im Gefallenserlebnis gibt. Doch muß diese Behauptung wohl verstanden werden, denn es ist in dem Gefallen nicht das wahre Sein eines Gegenstandes aufgeschlossen, sondern nur das Sein, das er eben für das Gefallen hat und nur in diesem Sinn ist es selbst gegeben. Wenn mir das Lila als Farbennuance gefällt, so reicht es nicht hin, wie wir gesehen haben, daß mir z. B. jemand von diesem Lila berichtet. Die Farbe kann mir nur in der sinnlichen Wahrnehmung „selbstgegeben“ sein. Wenn mir eine gute Handlung gefällt, so brauche ich dieselbe hinwiederum nicht sinnlich wahrzunehmen, da es ja überhaupt unmöglich ist, ein ethisches Phänomen — als welches hier die Handlung in Betracht kommen soll — zu sinnlicher Selbstgegebenheit zu bringen. Daher genügt es, wenn mir von dieser Tat auch nur erzählt wird, auf daß sie mein Gefallen erregen kann. Immer ist aber das mir Gefallende, in unserem Beispiel die gute Tat, für das Gefallenserlebnis „selbstgegeben“. (Ueber Selbstgegebenheit vergl. meinen kürzlich erschienenen Aufsatz „Sätze über Phänomenologie“ Zeitschrift für Philosophie u. philosoph. Kritik Bd. 148, 1912, insbesondere Seite 20, ff.) Das Gefallen hat seinen Gegenstand selbst, nicht durch Vertretung, nicht durch Symbolrepräsentation. Es ist nicht so, als wenn ein Teil für das Ganze stehen könnte. Wenn mir an einem komplexen Gebilde etwas gefällt, so gefällt mir dieses Etwas, aber nicht mehr. Immer muß dasjenige, worauf sich im Gefallenserlebnis das Gefallen bezieht als das, was gefällt, selbst da sein.

Eine weitere Analyse dieser Selbstgegebenheit ist ungemein schwierig. Es will mir scheinen, als ob man sie der Daseinsweise des ästhetischen Objektes parallel setzen könnte. Wie dort, so ist auch beim Gefallen das Objekt ein in gewissem Sinne von seinen Trägern Abgeschiedenes, Abstrahiertes — wenn man nicht logische Abstraktion darunter versteht. Die weiteren Ausführungen, wie im aktuellen Gefallen die Gestaltung des gefallenden Objektes sich vollzieht, werde ich an späterer Stelle behandeln.

Ich gehe jetzt zu der Analyse des Ichs in dem Gefallen über. Wie ist das Ich in dem Gefallenserlebnis gegeben? Es ist wohl einerseits in jedem bewußten seelischen Erleben ein Ich vorhanden, doch ist die qualitative Gegebenheit dieses Ichs eine sehr unterschiedliche. Einmal kann das Ich eine sehr zurückgezogene Daseinsweise zeigen, wie in den meisten intellektuellen Phänomenen. Das kenntnisnehmende Ich hat selten diesen pointierten Aspekt [1]), wie z. B. das fühlende. In dem letzteren Falle l e b t das Ich, so will ich einmal sagen, in viel höherem Grade in dem Phänomen als in dem ersteren, und wie es bei dem inneren Erleben Intensitätsstufen des Ichs gibt, so gibt es auch erhebliche Formunterschiede des Ichs. Von dieser Seite wollen wir das Ich bei dem Gefallen betrachten. Das Ich beim Gefallen ist insbesondere ein prononciertes, kein zurückgetretenes im Hintergrunde des Erlebens stehendes. Das Ich verhält sich nicht als bloß anschauend, sondern gerade

---

[1]) Das Ich besitzt unter anderen merkwürdigen Eigenschaften (vgl. Th. L i p p s „Leitfaden d. Psychologie“ Spz. auch K. O e s t e r r e i c h „Phänomenologie des Ichs“ I. Bd. 1911) die merkwürdige Fähigkeit, sich selbst erleben zu können. In diesem Sinn ist hier „pointierter Aspekt“ gemeint. Beim Selbsterleben des Ichs ist sein Aspekt nicht stets derselbe. Eine solche Modifikation des sichselbsterlebenden Ichs habe ich hier im Auge.

durch die Stellungnahme[1]), welche sich in jedem Gefallen oder Mißfallen ausspricht, kommt die Bedeutsamkeit des Ichs zum Ausdruck. Im Gefallenserlebnis tritt das Ich für etwas ein, nicht im Sinne der Stellvertretung, sondern des Interessenehmens. Das, was man populär das „persönliche Eintreten" für etwas oder gegen etwas zu bezeichnen pflegt, hat nahe Beziehung zu dem Gefallen oder Mißfallen.

Das Ich wird im Gefallen in einer merkwürdigen Geschlossenheit erlebt. Man braucht sich nur einen Tatbestand zu vergegenwärtigen, in welchem uns etwas gefällt und man kann diese Geschlossenheit des Ichs bemerken. Diese „Geschlossenheit des Ichs" will besagen, daß das sich selbst erlebende Ich diesen Aspekt des Einig-mit-sich-selbst aufweist, daß erstens keine inneren Abschichtungen (wie sie etwa bei den Phänomen: Ich-will-und-will-auch-nicht vorkommen) da sind und daß ferner eine mehr äußerliche Gesamtgestaltung vorhanden ist (nicht etwa ein vielfaches simultanes Okkupiertsein des Ichs jener Gesamtausprägung hinderlich ist). Es ist im Gefallen eine gewisse Ganzheit des stellungnehmenden Ichs vorhanden, die durch einzelne Schichten oder Sphären des Ichs hindurch wirkt. Man kann wohl scheinbar oberflächliche Gefallensvorgänge spüren, solche, die vielleicht dann selbsterlebt werden, wenn ein angenehmes Etwas an uns vorbeistreift. Doch sind diese peripheren Wohlgefälligkeiten mehr unter die Gefallensgefühle (siehe früher!) zu rechnen und nicht unter das, was ich hier mit Gefallen meine: die psychische Stellungnahme, die sich uns weiterhin als seelischer Akt ausweisen wird.

Zu dem Merkmal, der Geschlossenheit des Ichs möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß nicht stets

[1]) Ueber „Stellungnahme" siehe früher.

das gesamte Ich bis zum letzten Kern einheitlich in dem Gefallen Stellung nimmt. Diese „Geschlossenheit" soll nicht bedeuten, daß die peripherste Figur eines Menschen (sein soziales Schema sozusagen) mit seiner innersten Person in Einklang zu sein braucht, um echte Gefallenserlebnisse zu haben. Es scheint mir mit für das Gefallen charakteristisch zu sein, daß das Ich, dem etwas gefällt oder mißfällt, in einer größeren Geschlossenheit oder Ganzheit (gleichsam nicht zerfasert und verschwommen) erlebt wird, aber trotzdem nicht Ausdruck der innersten Persönlichkeit ist. Das Ich, welches am Gefallenserlebnis partizipiert, ist kein so tiefes wie beispielsweise dasjenige, welches sich sittlichen Imperativen gegenüber als anerkennend oder verwerfend verhält.

Bei der Betrachtung des Gefallenserlebnisses kann man oder könnte man noch als eine Grundbeziehung neben der des Ichs und des Objektes diejenige des Ichs und des Wertes nahmhaft machen. Hiebei wäre eigentlich eine Phänomenologie des Wertes unerläßliche Voraussetzung, um einigermaßen auf geklärte Tatsachen sich stützen zu können. (In nächster Zeit gedenke ich eine Arbeit über die Phänomenologie des Wertes zu veröffentlichen, worin ich das hier Gesagte ergänzen und meine Stellung zu dem Wertproblem darlegen werde.) Ohne mich hier auf eine begründende Auseinandersetzung, die ich, als zuweit vom Thema abliegend, doch nur unvollständig geben könnte, einzulassen, will ich der Ansicht der sog. Objektivität der Werte beitreten. Damit fällt das Problem, ob durch das Gefallen Werte *geschaffen* werden, eo ipso dahin. Es bleibt die Frage zu untersuchen, ob und wie Werte in das Gefallen eingehen und im Zusammenhang damit die Frage, ob sich das Gefallen nur auf Werte, das Mißfallen nur auf Unwerte beziehen kann.

Das Letztere glaube ich leichter zur Entscheidung bringen zu können. Das Mißfallen kann sich sicherlich auf einen Wert und das Gefallen auf einen Unwert beziehen. Denn gar oft tritt der Fall ein, daß uns z. B. etwas gefällt, was wir für einen offenkundigen Unwert halten. Nur pflegen wir hiebei etwas anderes zu meinen, auf etwas anderes hinzublicken als das, was wir mit Unwert hier bezeichnen oder zum mindesten in dem, was uns gefällt, auf einer anderen Wertstufe einen Unwert zu sehen. Einmal kann uns etwa eine grausame Szene ästhetisches Wohlgefallen bereiten und wir vermögen trotzdem den ethischen Unwert deutlich und offen zu haben. Im anderen Falle können wir an einem Objekt, das uns einen Unwert aufweist, Gefallen haben, z. B. kann uns ein Träger ausgesprochenen ästhetischen Unwertes, etwa ein sog. „Schund" immerhin gefallen, trotzdem der ästhetische Unwert von dem Gegenstande abstreifbar ist. In diesem Falle bezieht sich aber mein Gefallen nicht auf den ästhetischen Unwert, nicht der ästhetische Unwert gefällt mir, sondern der Gegenstand gefällt mir trotz dieses Unwertes. Das Gefallen setzt hier gleichsam die Unwerte beiseite, ignoriert sie. Der Unwert aber bleibt nicht stumm, er spricht, gleichnisweise: „eigentlich sollte Dir dieser Schund nicht gefallen". Aber das Gefallen nimmt eben auf diesen Unwert keinen Bezug, sondern zieht eigenmächtig niedrigere Werte an dem Objekte vor. Das Gefallen hält sich oder braucht sich nicht an die bestehenden Wertordnungen zu halten. Die Möglichkeit des Vorziehens niedrigerer Werte vor höheren ist für das Gefallen charakteristisch. Man muß sehr wohl unterscheiden zwischen den Erlebnissen: etwas gefällt mir, weil es schön ist; und dann: etwas ist schön, weil es mir gefällt. Im letzteren Falle ist die subjektive Willkür, wie sie das Gefallen zeitigt, ausgesprochen.

Nun ist es für den Tatbestand des Gefallens kennzeichnend, daß Werte zwar in ihrer objektiven Rangstelle ignoriert werden, aber trotzdem eine Bezogenheit auf Werte nicht in Abrede gestellt werden kann. Damit müssen wir die Ansicht, daß das Gefallen Wesensverknüpftheit mit Werten hat, unbedingt zugeben. Wir können kein Gefallen erleben, das nicht auf irgendwelche Werte — im Sinne des Wertvollen, nicht des „Wertes an sich" verstanden — abzielt. Ein wertfreies Gefallen scheint mir widersinnig zu sein. Einen Beweis dafür zu erbringen, daß das Gefallen auf Werte geht, scheint mir nur auf Umwegen möglich. Man kann sagen, daß sicher diejenigen Akte und Stellungnahmen auf Werte gerichtet sind, die ein Werthalten ausdrücken. Hieher gehört neben das Werthalten auch das Hochschätzen, Estimieren, Gernhaben, Lieberwollen, Vorziehen u. a., kurz alle diejenigen Akte und Stellungnahmen, welche timetischen Grundcharakter haben oder mit anderen Worten diejenigen, worin auf einer möglichen Schätzungsskala für das Objekt ein Punkt fixiert wird. Bei dem Gefallen dürfte wohl sicher eine solche Skala möglich sein, in welcher unsere Schätzung einen Punkt fixiert. Das Gefallen hat timetischen Charakter: bei dem Gefallen liegt stets der Gedanke an ein Mehr oder Weniger vor. Es wird also zuzugeben sein, daß in den Gefallenserlebnissen eine Bezogenheit auf Werte vorliegt. Wie diese Bezogenheit beschaffen ist, hat uns als dritte Frage in diesem Abschnitt zu beschäftigen.

Die Werte brauchen durch das Gefallen nicht in ihrer richtigen Rangordnung gefaßt zu werden. Daraus resultiert schon die weitere Folge, daß die Werte als solche (— was ich das „Ansich" der Werte nenne —) nicht in das Gefallenserlebnis einzugehen brauchen. Um das Gefallen zu konstituieren, ist es

hinreichend, daß ein bloßes Hindurchwirken der Werte, ein Dabeisein derselben bei dem gefallenden Objekt vorkommt. Das Gefallen ist keine spezifisch werterfassende Funktion, sondern nur eine an Werten orientierte, auf Werte abzielende. Es ist gleichgiltig und unwesentlich, im Gefallen den Wert in seiner richtigen Rangstelle zu anderen Werten zu erfassen. Wichtig und bedeutsam ist nur die Tatsache, daß das Gefallen auf Werte „geht". Wo keine Werte intendiert werden, da ist auch kein Gefallen. Nun könnte man behaupten, alles kann Gegenstand des Wertreiches sein (in diesem Sinn, wenn positiver und negativer Wert als Konstituenten des Wertreiches schlechthin aufgefaßt werden). Wir wollen diese Behauptung nicht anfechten durch einen eventuellen Nachweis eines wertfreien Seinsgebietes. Wir müßten eben nur dann den Satz: „das Gefallen intendiert Werte" als eine pure Selbstverständlichkeit auffassen, da eben — bei dieser Fiktion — alles Erkennen, Fühlen, Wollen usw. auf Werte „geht". In diesem Fall wäre es im Gefallen nur das Intendieren der Werte, welches in Betracht gezogen zu werden verdiente, da ja auf der gegenständlichen Seite etwas Besonderes, Spezifisches als Wertmaterie, die sich von einer anderen Materie unterschiede, ermangelt. Man könnte sich darauf beschränken, nachzuweisen oder aufzuzeigen, wie dieses Intendieren der Werte aussieht, aber es bliebe überflüssig, sich mit dem Nachweis des objektiven Korrelats dieser Intention zu beschäftigen, da eben alles eo ipso werthaft wäre.

Lassen wir aber diese Ansicht beiseite, dann müssen wir zugeben, daß die Frage, wie beschaffen das objektive Korrelat der Wertintention ist, eine große Wichtigkeit besitzt. Sind es wirklich Werte, die im Gefallen gefaßt werden oder sind nur Werte vermeint? Sind die Werte es selbst oder gleichsam

nur ein Abglanz derselben? Es will mir scheinen, als ob die objektiven Werte in dem Gefallen nur die Stelle des Ermöglichenden hätten; die Werte (die für mich eine objektive Existenz haben) sind Voraussetzung, dafür daß etwas gefällt und insofern ermöglichend für das Gefallen. Ein Erfassen der Werte braucht nicht vorhanden zu sein. Die Werte brauchen dem Gefallensobjekt nicht anzuhaften; das Objekt des Gefallens braucht nicht wirklicher, sondern nur vermeintlicher Träger dieser Werte zu sein. Gewiß pflegt die Gerichtetheit auf Werte von dem Subjekt des Gefallenserlebnisses nicht zu unterbleiben, aber die Werte brauchen nicht in dem Gefallensobjekt ihre wirklichen Träger zu haben. Es genügt, wenn in dem Träger diese Werte vermeint werden. Um beispielsmäßig vorzugehen: es kann ein Objekt mein Gefallen erregen, das etwa einen fremden Materialcharakter vortäuscht, etwa gefärbter Gips für Bronze. Oder es kann sogar sein, daß nur die Affinität des vorliegenden Gefallensobjektes mit Werten, wie gesagt, nur ihr Abglanz ein Gefallen konstituiert. Etwa kann in unserem Beispiel gar wohl die Materialbeschaffenheit des Gipses erfaßt sein, aber jenes Aussehen-wie-Bronce bedingt das Gefallen; es wird hier auf Werte Bezug genommen, die augenscheinlich nicht an diesem Träger sind, wie gewöhnlich Wert und Träger verknüpft sind.

Wir können wiederholen, daß das Gefallen als komplexes Etwas auf Werte gerichtet ist, daß aber weder die objektive Rangordnung dieser Werte gewahrt sein muß, noch in dem Gefallensobjekt die Werte in ihrer natürlichen Weise als an bestimmte Träger gebunden da zu sein brauchen.

Eine weitere große Beziehung, auf welche ich in diesem Abschnitt eingehen muß, ist diejenige, welche ich mit Schema und Korrelat bezeichnen will.

Bei einer genauen Betrachtung eines beliebigen Gefallenserlebnisses, z. B. des Gefallens an einem kunstgewerblichen Dinge, etwa einer Gürtelschließe, wird man stets beachten können, wie in uns ein gewisses Schema durch das Objekt des Gefallens erfüllt wird. Dieses Schema hat natürlich keine deutlich ausgesprochene Vorzeichnung. Es ist nicht ausgesprochen als dieses oder jenes in dem Subjekte des Gefallens. Man wird aber dieses Schema gar oft inne, wenn man aus einer Reihe ähnlicher Objekte diejenigen aussondert, welche insbesondere das Gefallen erregen und vor dem definitiven Entscheid mit sich gleichsam zurückhält. Man spürt dann eine besondere Richtung, nach welcher das Gefallen weitergegangen wäre. Diese Richtung ist jedoch nicht ein Ziel, ein Ende, das erstrebt oder erreicht werden will, sondern nur eine Form, eine Matritze gleichsam, welche den Stoff sucht, der sie erfüllen kann. Diesen Stoff bilden die tatsächlichen Gefallensobjekte oder das an ihnen, was ich als „Korrelat" zu diesem Schema des Subjektes bezeichne. Doch dies soll nur ein erhellendes Beispiel für die hier aufgezeigte Unterscheidung sein.

Würde im Subjekt kein solches Schema, keine derartige Präformiertheit vorhanden sein, dann müßte das Gefallen entweder nach bestimmten im Objekte fundierten Normen vor sich gehen oder müßte jedesmal einem freien Entscheid des Subjektes unterliegen. Diese letztere Möglichkeit ist gleich von der Hand zu weisen, denn wohl selten werden wir aus willkürlicher Entschließung zu einem Gefallenserlebnis kommen, meist gefällt uns etwas, wir wissen nicht warum (und bemühen uns erst hinter-

her um Gründe). Aber ebensowenig pflegt sich das Gefallen nach feststehenden im Objekte fundierten Normen zu richten; denn erstens werden wir solcher Normen beim Gefallen nur selten inne, was doch der Fall sein müßte, wenn hier — um mich des Ausdruckes von A. Pfänder zu bedienen — das „maßgebende Fixum" läge. Sodann müßten solche Normen doch eine größere Eindeutigkeit (zum mindesten bei dem nämlichen Individuum) garantieren als tatsächlich der Fall ist. Da schließlich das Gefallen nicht reines Zufallsprodukt ist, sondern bestimmte Regelmäßigkeiten aufweist, so bleibt uns nichts übrig als anzunehmen: es gibt in dem Subjekt gewisse letzte Angelegtheiten, Bereitschaften, Präformiertheiten (wie immer wir es nennen wollen) zu dem Gefallen; es ist in uns ein Schema vorhanden (nicht wie eine prästabilierte Harmonie von ewig her und unveränderlich, sondern in der weiteren Ausbildung „geworden" und modifizierbar), das an den gefallenden Objekten seine Erfüllung findet. Ich bin, wie gesagt, der Ansicht, daß dieses Schema keineswegs bloß Verlegenheitpostulat ist, sondern daß man es tatsächlich in den unterbrochenen Gefallenserlebnissen — wie eben erwähnt — inne werden kann.

Meine These besagt, daß ganz allgemein in dem Gefallen ein Deckungsverhältnis stattfindet zwischen einem vagen Schema in dem Subjekt und einem, diesem Schema harmonisch entsprechenden Korrelat auf der Objektseite.

Man hat im Speziellen das ästhetische Wohlgefallen auf ein Erlebnis der Einfühlung zurückzuführen versucht. Ohne hier auf eine nähere Erörterung dieser Theorie einzugehen, glaube ich, daß durch dieselbe etwas sehr Richtiges getroffen wird. Das Subjekt, das sich in einen Gegenstand einfühlen kann, das sich gewissermaßen in dem Gegenstand nochmals erlebt, hat Wohlgefallen an dem Gegenstand. Was

liegt dieser Einfühlungsbeziehung zugrunde? Wie kommt es, daß sich das Ich nur in manche Objekte einzufühlen vermag? Auf diese Frage muß die Lehre von der Einfühlung antworten, daß eben diejenigen Objekte, die für unsere Einfühlung die bevorzugten und daher sekundär die wohlgefälligeren sind, welche dem Ich zur Einfühlung besonders gemäß sind, ihm zur Einfühlung besonders entsprechen, sich ihm als Objekte zur Einfühlung hervorragend geeignet erweisen, und damit deutet die Einfühlungstheorie auf das nämliche hin, was auch wir behaupten, daß eben eine Harmoniebeziehung zwischen dem Ich und dem Objekte vorhanden sein muß, bevor es überhaupt zu einem Erlebnis des Gefallens kommen kann. Die Einfühlungstheorie muß sagen, daß da, wo diese Harmoniebeziehung nicht auftritt, der Einfühlungsvorgang unmöglich ist, und daß infolge davon das ästhetische Wohlgefallen unterbleibt. Wenn man auch der Einfühlungstheorie insoweit nicht recht gibt, daß man für das ästhetische Wohlgefallen eine Dazwischenlagerung eines Einfühlungserlebnises annimmt, so muß man ihr doch insofern ihre Zutreffendheit nicht abstreiten, als sie auf eine Harmoniebeziehung zwischen Subjekt und Objekt als der Grundbedingung für Wohlgefälligkeitserlebnisse hinweist.

Daß ein Gefallenserlebnis ohne diese Harmoniebeziehung stattfinden kann, dagegen scheinen mir noch mancherlei Tatsachen zu sprechen. Ich will versuchen, hierzu noch einiges Material beizubringen.

Gar oft ereignet es sich, daß wir einem Gegenstande gegenüber zu k e i n e r gefallenden oder mißfallenden Stellungnahme gelangen können. Der Gegenstand g e f ä l l t uns nicht, aber er m i ß f ä l l t uns auch nicht. Worin liegt diese eigentümliche Indifferenz? Wenn wir uns den Fall selbst ansehen, in welchem wir diese Indifferenz beobachten, und

nicht von vornherein konstruktiv zu Werke gehen, so scheint mir vor allem der Mangel eines Gefallensschemas in uns diese Indifferenz zu zeitigen. Ich meine mit diesem Gefallenschema beileibe keine Kunst- oder Sittenregeln irgendwelcher Art. Ich würde niemals denen beistimmen, welche erklären, etwas gefalle oder mißfalle nur deshalb, weil es mit gewußten Regeln harmoniert oder disharmoniert. —

Dies scheint mir weit über das Ziel geschossen zu sein. Es würde aus dieser Ansicht ja die Folge resultieren, daß demjenigen, welchem überhaupt keine Kunstregeln bekannt wären, niemals etwas gefallen oder mißfallen könnte. Den Widersinn dieser Ansicht brauche ich also wohl kaum näher auszuführen!

Das Schema in uns, welches für Gefallens- und Mißfallenserlebnisse maßgebend ist, dürfte also in Anderem als in bewußten Regeln zu suchen sein. Dieses Schema in uns ist, wie gezeigt wurde, eine besondere Präformiertheit, eine Bereitschaft, durch welche wir eine eigentümliche Selektion an den Objekten vornehmen. Welche weitergehende Bedeutung eine solche Selektion hat, braucht uns hier nicht zu interessieren, da wir uns nur mit der Sache so wie sie ist beschäftigen.

Außer bei dem Gefallen können wir auch bei anderen Vorkommnissen unseres Innenlebens gar öfters Analoga konstatieren zu demjenigen, was ich hier mit den angezeigten Schematas meine. So wird man oft bei dem ethischen Verhalten auf mancherlei in uns fixierte Formen stoßen, die nicht in sich vollkommen stabilisiert sind, sondern deren Fixation erst an einem Material manifest wird. So ist unser Verhalten zu einer ethischen Wertwelt von solchen Präformiertheiten abhängig. Bei einer „moral insanity“ im weitesten Sinne sind diese Präformiertheiten verdunkelt oder ausgelöscht. Aehnlich ist das Vorhandensein der „Gefallensschemata“. Man fühlt sie eigent-

lich nicht vor dem Gefallensakt; erst in diesem Erlebnis werden sie offenbar.

Im Gefallenserlebnis ist eine solche eigenartige Konkordanz vorhanden, welche das Subjekt und das Objekt als harmonierend, in gewisser Weise zusammengehörig, zueinander passend erscheinen läßt.

Jetzt erübrigt es sich, noch ein paar Worte über die Art dieser Harmoniebeziehung zu sagen. Einmal wird diese Harmonie auf ganz verschiedenen Stufen des Ichs erlebt. Es gibt ein sehr tiefes, innerliches Gefallen, bei welchem das Uebereinstimmungsverhältnis als ein eng mit der Persönlichkeit verknüpftes erlebt wird. Dann gibt es auch ein ziemlich oberflächliches, weitabliegendes Gefallen, ein „Goutieren", bei dem das Ich nur sozusagen in Ausläufern, Tastern der Gefallensharmonie inne wird.

Ein zweites Charakteristikum dieser Harmoniebeziehung besteht darin, daß dieses Deckungsverhältnis stets am Gefallensobjekt erlebt wird. Auch bei dem tiefen innerlichen Gefallen ist der Erlebnispunkt für dieses Harmonieverhältnis weit mehr auf die Objektseite als auf die Subjektseite gerückt. Immer ist das Einschnappen, der Ort der Konkordanz am Gefallensobjeht gegeben.

Ich möchte nicht unterlassen beizufügen, daß an diesem Ort, an welchem das Gefallenserlebnis die ganze Summe seiner Harmoniebeziehungen zum deutlichen Ausdruck bringt, da wo eben jenes Deckungsverhältnis zwischen dem Schema und Korrelat manifest wird, daß an dieser Stelle eine besonders begünstigte Lage für sich anschließende Gefühle (die vollständig außerhalb des Gefallenserlebnisses stehen können, die aber meist lusthafter Natur sind) gegeben ist. Ich suche z. B. aus vielen unschönen und mißfälligen Farbenzusammenstellungen eine heraus, die mir gefällt. Bei diesem Erlebnis ist deutlich zu merken,

wie sich die Lustgefühle gleichsam an das Objekt hängen, an ihm sind, während ich sie nur spüre aber nicht an mir erlebe.

Eine weitere Frage, die sich mir bei der Wesensanalyse des Gefallens aufdrängt, ist diejenige nach den Vorbedingungen des Gefallens. Auch hier möchte ich wieder nach zwei Seiten trennend vorgehen. Einmal möchte ich fragen, welches die wesentlichsten Vorbedigungen (soweit sie nicht mit dem vorher Gesagten schon getroffen sind) auf der Subjektseite sind, sodann möchte ich diejenigen erwähnen, welche für die Objektseite maßgebend sind.

Unter den Vorbedingungen für die Subjektseite des Gefallens möchte ich diejenigen Charakteristika des Ichs verstehen, die nötig sind, um es überhaupt zu einem Gefallenserlebnis kommen zu lassen. Um diesen Tatbestand gleich negativ zu klären, möchte ich daran erinnern, daß es wohl praktisch unmöglich ist, ein Gefallenserlebnis dann zu haben, wenn das Ich von einer Summe dem Gefallen sehr fernstehender Gefühle und Bestrebungen in Anspruch genommen wird. Ein Ich, das etwa sich völlig in Gefühlen des Leides und der Trauer erschöpft, wird kaum fähig sein, simultan Gefallenserlebnisse zu haben.

Die weiteste Bestimmung für die Prädisponiertheit des Ichs zum Gefallen dürfte in einer gewissen Weite, in einer gewissen Ausgespanntheit desselben zu finden sein. Ein Ich, dem etwas gefällt, darf nicht pointiert auf Gegenstände gerichtet sein, sondern es muß einen bestimmten Charakter der Rezeptivität wahren, um leichthin Gefallenserlebnisse in sich erstehen zu lassen. Dieses Erstehen der Gefallenserlebnisse scheint mir weiterhin bedeutsam zu sein. Das Ich muß sich den gefälligen Gegenständen in einer gewissen Breite zuwenden, es

muß ihnen nahetreten, einen gewissen Kontakt mit den Objekten suchen, aber es darf, bildlich gesprochen, keine zu spitze Gerichtetheit auf die Objekte haben. Es muß ein Eingehen der Gefallensobjekte in gewissem Sinne verstatten; es muß dem Erstehen der Gefallenserlebnisse nicht durch pointiertes Einzelnbeachten (etwa detaillierter Momente an dem Gefallensobjekt) sich entgegensetzen. Insofern ist eine allzu intellektuelle Stellungnahme ungünstig, wenn nicht ganz hindernd für das Gefallen.

Geradeso scheint mir ein zu stark strebendes, zielendes Ich Gefallenserlebnisse unmöglich zu machen, da ihm jene Breite ermangelt, welche wir für das Erstehen von Gefallenserlebnissen als notwendig fanden.

Für die Objektseite an den Gefallenserlebnissen stellte sich uns schon das Selbstdasein als wichtig heraus. Die Objekte des Gefallens müssen in dem von uns angeführten Sinne selbtsgegeben sein und eine symbolische Vertretung derselben ist nicht genügend, um Gefallenserlebnisse zu ermöglichen. Weiterhin aber ist sicher eine gewisse Nähe, Vertrautheit notwendig, um ein Objekt in Gefallensstellung erscheinen zu lassen. Objekte, die nicht mit diesem Dunstkreis des Nahen gegeben sind, werden immer schwerer als andere ein Korrelat zu den im Subjekte vorhandenen Gefallensschematas abgeben können. Ich könnte an dieser Stelle leicht mißverstanden werden. Es gibt eine Art der Vertrautheit, welche für das Gefallen geradezu tötlich ist: das Alltägliche, das Familiäre (in üblem Sinn). Wir wissen alle, daß diese Vertrautheit des Abgestandenen, Farblosen, uns nichts mehr Sagenden gerade hinderlich für das Gefallen ist. Nein, solcher Art sollte die hier genannte Vertrautheit nicht sein. Wir meinen die Vertrautheit, welche uns auch den (an und für sich) fremdesten Gegenstand nah erscheinen

läßt, uns innerlich nahe, welche ihn aller seiner Sprödigkeit entkleidet und die ihn uns geistig zu eigen gibt. Dieser Nähe kann ein gefallendes Objekt nie entraten; verliert sich diese Nähe, tritt das ein, was man, — populär gesprochen, — ausdrückt wenn man sagt: „der Gegenstand läßt mich kalt", dann ist eo ipso eine der wesentlichsten Vorbedingungen für das Gefallen, aufgehoben.

Ein weiteres Charakteristikum für die Gegebenheitsweise des Objektes im Gefallen liegt in dem Mitdasein einer gewissen Sphäre, welcher das Objekt angehören muß, um gefällig zu sein. Wenn auch nicht deutlich ausgesprochen, so unterscheiden sich doch die Gefallensobjekte ganz im allgemeinen nach bestimmten Bereichen. Ungenau kann man etwa von gefallenden Objekten innerhalb des ästhetischen Bereiches, des ethischen Bereiches usw. reden. Dies scheint mir ein Fingerzeig dafür zu sein, daß mit dem Gefallensobjebjekt etwas mehr da ist als das Objekt selbst. Das Objekt ist zudem immer noch ein Repräsentant einer gewissen Sphäre. Was nicht zu meiner „Umwelt" gehört, kann mir nicht gefallen. Schwerlich wird mir der dunkle Trabant des Algol gefallen können. Er reicht nicht mehr zu mir herein. Ein bäuerliches Individuum wird selten an Ueberlegungen der Mathematiker Gefallen finden, diese Dinge stehen außer der Reichweite des Weltblickes eines solchen Menschen. Dies nur Beispiele für eine Art von Bereichen. Eine Aufzeigung der einzelnen Gefallensbereiche dürfte wohl zu weit von der eigentlichen Aufgabe dieser Abhandlung abliegen.

Ein drittes Desiderat für die Vollständigkeit einer Wesensanalyse des Gefallens erblicke ich in der Beschreibung des Aktes: „es gefällt mir".

Mit diesem Satze spreche ich die These aus, daß das Gefallen den Akterlebnissen beizurechnen ist. Damit fällt mir die Beweislast zu, anzugeben, was ich unter einem Akt verstehe. Der psychische Aktbegriff ist zwar sehr umstritten, und die verschiedensten Auffassungen sind in der gegenwärtigen Psychologie üblich. Trotzdem aber glaube ich einige einheitliche Momente aufzeigen zu können, welche den psychischen Akt als spezifisches Erlebnis kennzeichnen. Das hauptsächlichste Charakteristikum und auch das unbestrittenste ist die Intentionalität des psychischen Aktes. Der Akt ist immer auf etwas gerichtet, im Akt wird immer ein gegenständliches Etwas gefaßt. Nichtsdestoweniger aber scheint mir diese Bestimmung als intentional nicht für den psychischen Akt ausreichend zu sein. Es kommen meines Erachtens noch weitere Momente hinzu. Das Erste, was ich hier beifügen möchte, will ich als „Absetzen" beim Akte bezeichnen. Das was man mit Recht oder mit Unrecht als den „Fluß des psychischen Geschehens" bezeichnet hat, wird durch den Akt interrumpiert. Es tritt eine gewisse Formung des des psychischen Geschehens auf. Durch die Akte wird eine innere Zusammengehörigkeit der einzelnen psychischen Stoffe konstituiert, die nicht aus der Materie dieser Stoffe selbst herrührt, sondern die durch Formgebung von einer höheren Instanz des Ichs aus bewirkt wird. Im speziellen äußert sich das Absetzen beim psychischen Akt nach zwei Momenten. Einmal nach dem Einsatzmoment, dem Anfangspunkt, demjenigen, das ich als Prinzipialakt bezeichnen möchte und dann demjenigen, was ich Absetzen im Sinne eines endigenden Umschließens als Finalakt bezeichnen möchten. In diesen beiden Aktarten tritt uns das Moment des Absetzens als ein wichtiges Charakteristikum entgegen. Sowohl beim Prinzipalakt als auch beim Finalakt ist durch eine höhere

Ichwirkung dasjenige gegeben, was ich als weiteres Moment bei den Akten anführen möchte. Durch die Akte wird eine besondere Geschlossenheit des in den Akten sich auswirkenden psychischen Geschehens verbürgt; die Akte garantieren eine Ganzheit, eine Konformität, eine Einheitlichkeit des in ihnen Liegenden. (Diese Beschreibungen, die ich hier versuche, sind zum großen Teil bildlich zu verstehen, denn im Erleben selbst, in der tatsächen psychischen Begebenheit ist es ausgeschlossen, eine solche Zergliederung und Aufreihung desjenigen zu haben, was uns in den psychischen Akten gegeben ist. Die Verdeutlichungen, die ich hier gebe, sollen nur Unterschiedlichkeiten der Akte gegenüber anderen psychischen Gebilden kennzeichnen und erst in zweiter Linie Beschreibung der Akte selbst sein.) (Eine hinreichende Klärung hat der „Akt" durch die bisherigen Untersuchungen (auch nicht durch die kürzlich erschienene Arbeit von A. Messer Archiv f. d. ges. Psychologie 1913) nicht erfahren. Um dies zu bewirken, müßte eine völlige Umgestaltung unserer herkömmlichen Psychologie vorausgegangen sein, für die einstweilen nur Ansatzpunkte vorliegen. Auch ich kann hier nur versuchen Stückwerk zu liefern, da ich unmöglich all diejenigen Dinge, über die ich mir einig bin, bei anderen als einwandfrei geklärt voraussetzen kann, noch auch den Versuch wagen kann, meine vorausgehenden Untersuchungen über das Psychische in dieser Monographie genügend ausführlich darzulegen. An dieser Stelle insonderheit muß ich voraussetzen, daß das Psychische zum mindesten von zwei Seiten „gefaßt" werden kann. Einmal von der aus, die ich den „Anblick" nenne; dann von seiner Konstitution aus. (Geradeso wie ich einen Baum als diesen so beschaffenen Gegenstand, von dieser Höhe, Größe, Farbe u. s. w. nehmen kann und ihn

andererseits als Organismus als pflanzliches Lebewesen betrachten kann.) Alle die Bestimmungen des Aktes hier und im Folgenden gründen sich auf den „Anblick“ und lassen die Konstitution beiseite. Ich bin mir daher ihrer Unzulänglichkeit wohl bewußt.)

Ein weiteres Moment, das ich als Aktcharakteristikum aufführen möchte, ist die „Durchdringung“ dieses psychischen Erlebnisses von dem Ich. Eine Psychologie, für die das Ich ausschließlich alleinige Grundsubstanz ist, wird eine solche Rede wie die der Durchdringung von dem Ich als widersinnig erklären. Meine Analysen über das Folgende und auch in betreff des bereits Gesagten gehen von der hier nicht näher zu erörternden Ansicht aus, daß das Ich nicht die Grundsubstanz, das alleinige Faktum des Psychischen ist, sondern daß das Ich ein besonderer Teilpunkt, gleichsam ein Zentrierungsmoment der Seele darstellt.

Insoweit will die Rede von der Durchdringung eines psychischen Verlaufes durch das Ich nichts weiter besagen, als daß an dieser Stelle des psychischen Geschehens eine besondere Tätigkeit, eine besondere Entfaltung des wirkenden Ichs vorhanden ist. Dieses wirkende Ich, das Aktionsich sozusagen, scheint mir der wesentlichste Rückhalt für das Akterlebnis zu sein. („Wirkung“ ist hier im Sinne von Tätigheit gemeint, nicht als Ursachsfolge. Es ist nicht so als ob das Ich auf einen Knopf drückte und durch irgend einen geheimen Mechanismus den Akt herausspringen ließe, sondern im Akt „wirkt“ das Ich. Das ist ein letztes einfaches Faktum, was sich nicht mehr verdeutlichen läßt.)

Als fünftes und letztes Moment für die Charakteristik des psychischen Aktes scheint mir das bejahende oder verneinende, das zustimmende oder ablehnende Verhalten des Ichs zu sein. Dies ist nicht

so gemeint, als wenn sich das Ich dem psychischen Akt gegenüber entscheidend verhalten würde; daß es nur souverain zu dem psychischen Akt als Ganzes ja oder nein sagen würde. Es scheint mir vielmehr der Fall so zu liegen, daß in dieser eigentümlichen Durchwirkung des psychischen Geschehens durch das Ich, wie sie im Akt vorliegt, daß in dieser Durchwirkung, sage ich, selbst eine Zustimmung oder Ablehnung liegt. Die Zustimmung selbst wird ja von manchem zugegeben, so z. B. auch von Narciß Ach[1]), der als ein Moment in dem Willensakt die Tatsache anführt, die sich ungefähr durch den Ausdruck: „ich will wirklich" beschreiben läßt. In diesem „ich will wirklich" dürfte wohl ein zustimmendes Verhalten des Ichs in dem Akt sein. Das Einsetzen des Ichs in seiner Durchwirkung ist ein tatsächliches, ein faktisches. Die negative Wendung dieser Tatsache scheint mir schwieriger zu erhärten sein. Denn man könnte ja auch den Tatbestand folgendermaßen interpretieren: man könnte sagen, in dem „ich will nicht" scheint nicht ein tatsächliches, aktmäßiges Ablehnen vorhanden zu sein, sondern nur ein Zurückhalten eines Willensaktes, ein Nichtvollziehen eines Willensaktes. Ohne mich hier in nähere Kontroversen einzulassen, glaube ich doch behaupten zu können, daß diese Ansicht den Tatsachen nicht gerecht wird; denn zwischen dem Nichtvollziehen eines Willensaktes und dem aktuellen Nichtwollen scheint mir doch ein erheblicher Unterschied zu sein.

Fassen wir das eben Gesagte nochmals kurz zusammen, so ergab sich uns zur Charakterisierung des Aktgeschehens Folgendes: Akte sind diejenigen psychischen Erlebnisse (Erlebnis gleich Geschehnis genommen), welche intentional sind, eine besondere Abgesetztheit gegenüber anderen psychischen Er-

[1]) N. Ach „Ueber d. Willensakt u. d. Temperament" Spz. 1910 S. 237 ff.

scheinungen an sich tragen (das, was Th. Lipps das Einschnappen nennt, gehört auch hierher), welche eine besondere Geschlossenheit aufweisen, die ferner durch eine eigentümliche Ichdurchdringung, Ichdurchwirkung mit dem Modus des Zustimmens oder Ablehnens sich auszeichnen.

Wir können nun fragen, inwiefern wir berechtigt sind, beim Gefallen ein solches Akterlebnis anzunehmen. Die Antwort auf diese Frage wird durch Aufzeigung der eben für den Akt als charakteristisch angegebenen Momente zu geschehen sein. Die besondere Beschreibung des Gefallensaktes wird sich ebenfalls mit der Beantwortung dieser Frage erledigen lassen und so können wir zugleich mit einer Phänomenologie des Gefallensaktes die Zugehörigkeit des von uns beschriebenen psychischen Geschehens zu der Aktklasse überhaupt nachweisen.

Wenden wir uns wieder einem konkreten Gefallenserlebnis zu: Nehmen wir als Beispiel das Gefallen an einer lila Farbnuance. Wenn wir auf dieses Erlebnis in innerer Gerichtetheit hinblicken, so können wir konstatieren, daß es eine besondere Absetzung, ein besonderes Sichabscheiden von übrigen psychischen Erlebnissen, z. B. begleitenden Gefühlen, aufweist. Im Gefallen liegt etwas ganz Isoliertes vor. Es ist so, als wenn in einem Gesamtverlaufe ein ruckartiges Stillstandsmoment eingetreten wäre. In dem Gefallensakt äußert sich ein inneres Stehenbleiben vor einem Gefallensobjekt, das gefallende Etwas hindert das Ich gleichsam an dem Weiterschreiten, es bindet seine Zuwendung. Doch mit der Konstatierung dieses Herausgehobenseins des Gefallenserlebnisses vor anderen psychischen Erlebnissen scheint es mir noch nicht genug zu sein. Das Ich, dem etwas gefällt, nimmt auch eine eigentümliche Stellung

zu dem gefallenden Etwas ein, wie wir ja im Vorhergehenden schon zu beschreiben versuchten. Das Ich ist nicht schlechthin passiv, einfach hinnehmend, sondern in dem Gefallen äußert sich eine besondere, erhöhte Wirksamkeit dieses Ichs. Wir sprachen im Vorangehenden von dem erlebten Durchdringen einer Harmoniebeziehung, die zwischen dem Objekte und dem Subjekte statthat. Diese Durchdringung geht unter erhöhter Wirksamkeit des Ichs vor sich. Das Ich erlebt diese Harmoniebeziehung, indem es gleichsam den Kreis durchläuft, der sich, bildlich gesprochen, zwischen dem Objekte und dem Subjekte (Subjekt als erlebter Mittelpunkt dieser Beziehungen) ausspannt. Die Präformiertheit, welche wir als für das Gefallen konstituierend fanden, darf nicht schlechthin da sein, sondern sie muß von dem Ich gleichsam durchglüht werden. Nur dann, wenn diese harmonische Ineinssetzung zwischen Subjekt und Objekt eine wirksam erlebte ist, kann man von aktuellem Gefallen reden. Der Akt des Gefallens scheint mir im Speziellen dieses Durchlaufen der Harmoniebeziehung zu sein, ebenso wie mir der Akt des Mißfallens ein Durchlaufen jenes Nichtkonvenierenden, jenes Unharmonischen zu sein scheint.

Der Akt des Gefallens, den wir als eine Art von Durchlaufen eines Kongruenzverhältnisses bezeichneten, hat eine ausgezeichnete Stelle, einen besonders hervorragenden Ort da, nämlich, wo das Ich an dem Gefallensobjekt der Harmoniebeziehung inne wird. Insbesondere scheint es mir so zu sein, daß bei einer bildlichen Darstellung des Aktes ein Hinüber- und ein Herüberlaufen von Beziehungsrichtungen speziell an dem Punkte stattfinden, wo das Ich am Gefallenobjekte jenes Korrelat zu dem in ihm präformierten Schema ergreift. Der Akt des Gefallens, obwohl in seiner eigentlichen Natur ein rein psychisches Geschehen,

ist doch einer gewissen äußerlichen Abtragung unterstellt; diese pure äußerliche Lokalisation, die natürlich mit einer räumlichen Lokalisation gar nichts zu tun hat, findet in dem eben genannten Punkte ihre höchste Ausprägung.

In dem Gefallensakt ist der Modus des Iches ein zustimmender; in dem Mißfallensakt ein ablehnender. Dies ist ohne weiteres ersichtlich und bedarf keiner näheren Begründung. Was uns gefällt, wird in gewissem Sinne innerlich bejaht, was uns mißfällt, verneint. Daß dabei nicht das Gefallensobjekt im besonderen bejaht oder verneint wird, sondern vor allem jenes schon oft erwähnte Harmonieverhältnis, dies ist wohl noch ausdrücklich bemerkend hinzuzufügen. Das „Schema" in dem Subjekt erfordert gewissermaßen eine Ergänzung in dem Objekt; ist diese Ergänzung gegeben, ist sie tatsächlich vorhanden, so erfolgt diese Ineinssetzung derselben und damit das zustimmende Verhalten des Ichs; ist sie nicht vorhanden und wird sie (die Ergänzung) bloß intendiert, so erfolgt ein gewisses Absetzen in der erfassenden Bewegung und ein Nichterfüllen jener Ineinssetzung. Die Intention bei dem Mißfallensakt, die wir eben im Auge haben, geht gleichfalls auf das Harmonieverhältnis. Es wird sozusagen eine Ineinssetzung versucht, zu dem in uns vorhandenen Schema wird auf der Objektseite ein Korrelat aufzuzeigen versucht, jedoch mit Mißerfolg. Die Ineinssetzung glückt nicht, und an Stelle des kontinuierlichen Verlaufes der Ichbewegung tritt, bildlich gesprochen, eine Zerspaltung auf. Von dem Gefallens-(in diesem Falle natürlich Mißfallens-)Objekt geht eine besondere Richtung, ein Leitstrahl zum erfassenden Subjekt zurück, der unabhängig und isoliert von der Bewegung verläuft, die sich als Leitstrahl des in dem Ich vorhandenen Schemas ausgibt. Diese Doppelseitigkeit ist nicht

konstruiert, sondern scheint mir bei einem genauen Zusehen in jedem Mißfallensakt erlebbar zu sein. Im Mißfallen tritt diese Auseinanderlegung, dieses Zerspalten von Objekt und Subjekt auf, die umgekehrt beim Gefallensakt in einer Einheitlichkeit beider besteht.

Nichtsdestoweniger scheint mir auch der Mißfallensakt, wenn auch diese doppelseitige Bewegung in ihm vorhanden ist, einer gewissen Einheitlichkeit nicht zu entbehren. Es wäre vollständig verfehlt, wenn man sagen würde, aus der eben erwähnten Auseinandersetzung, aus dem Zerfallen von Objekt und Subjekt resultiere phänomenal der Mißfallensakt. Nein, so ist es nicht. Der Mißfallensakt baut sich zwar auf dieser doppelten Bewegung auf, aber er ist als psychisches Gebilde doch etwas in sich Geschlossenes, etwas Einheitliches. Ein bloßes Gewahrwerden eines Dissonanzverhältnisses macht noch keinen Mißfallensakt aus und es wäre vollständig verfehlt, wenn man meine Ausführungen in diesem Sinne verstehen würde. Auch die innere Wegwendung, die in dem Mißfallensakt liegt, darf nicht falsch verstanden werden. Sie ist keine Wegwendung auf Grund des Mißfallensaktes, sondern sie ist in dem Akte selbst vorhanden. Man muß gar wohl unterscheiden, daß eine solche Abwendung nach Vollzug des Mißfallensaktes von dem mißfälligen Objekte wohl entstehen kann, und daß andererseits im Mißfallen selbst eine solche Ablehnung vorhanden ist. Nur das letztere hatten wir hier im Auge.

Wenn wir uns die Akte des Ge- und Mißfallens wieder vergegenwärtigen und zusammenfassend betrachten, welche Hauptgesichtspunkte wir für die Natur des Aktes als Kennzeichen angegeben haben, so werden wir nicht anstehen, die psychischen Geschehnisse, die wir vorausgreifend mit dem Terminus

Akte des Gefallens oder Mißfallens belegt haben, zu den wahren und echten Akten zu rechnen. Wir fanden den intentionalen Charakter derselben; weiterhin die Abgesetztheit und damit auch eine bestimmte Insichgeschlossenheit und Isoliertheit der Akte des Gefallens und Mißfallens vor anderen psychischen Geschehnissen. Endlich konnten wir in den Akten eine erhöhte und eigentümliche Ichbewegung, eine Durchdringung durch ein hervorragend wirksames Ich konstatieren und schließlich fanden wir beim Gefallen ein charakterisches inneres Bejahungsmoment, beim Mißfallen ein solches der Verneinung. Ohne nochmals auf die nähere Analyse, wie sie von uns im Vorstehenden gegeben wurde, einzugehen, glaube ich überzeugend dargetan zu haben, daß wenigstens etwas (und meiner Ansicht nach die Hauptsache) von dem Gefallenserlebnis resp. Mißfallenserlebnis offensichtlichten Aktcharakter trägt. Ich drücke mich vorsichtig aus, indem ich sage, daß nur etwas von dem Gefallenserlebnis den Aktcharakter trägt; denn ich glaube, daß das Gefallenserlebnis, wie es tatsächlich vorkommt, ein so komplexes Gebilde ist, daß es mit der Einreihung in die Klasse psychischer Akte noch nicht vollständig erschöpft sein dürfte. Außer den schon früher erwähnten Gefühlen des Gefallens, Gefühlen der Wohlgefälligkeit u. s. w. dürften in dem Gesamtkomplex eines Gefallenserlebnisses noch bestimmte Zuständlichkeiten besonders charakteristischer Natur fallen. Neben dem Akte des Gefallens wird hauptsächlich noch etwas anzutreffen sein, was ich im Folgenden als das gefallende Haben bezeichnen möchte.

Das „Haben“ scheint überhaupt in der gegenwärtigen Psychologie etwas stark vernachlässigt zu sein. Man wird sich in der herkömmlichen Psychologie wohl schwer darüber orientieren können, was

man unter „Haben“ versteht; und doch besitzt das Haben eine nicht zu unterschätzende Bedeutung in dem psychischen Leben. Die Beiseitelassung des Habens in den hauptsächlichsten Lehrbüchern der Psychologie dürfte wohl daraus resultieren, weil das Haben von vorneherein dogmatisch mit dem „Vorhandensein von etwas“ gleichgesetzt wurde. Man betrachtete das Haben irgend eines psychischen Erlebnisses als nichts anderes als das Dasein im Bewußtsein eines Subjektes. Freilich, wenn man rekonstruierend das Bewußtsein aus einzelnen bewußten Partikelchen aufzubauen versucht, wird man zu der erwähnten Konsequenz getrieben werden. Wenn man sagt: das Bewußtsein eines Individuums ist nichts anderes als die Summe der bewußten Empfindungen oder Vorstellungen und ihrer Verknüpfung; dann wird man freilich zugeben müssen, daß eben das Bewußtsein dasjenige „hat“, was überhaupt als Bewußtes vorhanden ist. Bei einer subtileren Betrachtung des seelischen Lebens wird man nicht umhin können, hierin eine Vergewaltigung der Tatsachen zu finden. Wenn wir uns fragen, ob sich der Tatbestand eines bloßen Vorhandenseins einer Vorstellung in uns von dem „Haben“ dieser Vorstellung unterscheidet, so werden wir sicherlich genötigt sein, diesen Unterschied zuzugeben. In dem „Haben“ scheint uns ein psychisches Etwas (wenn es sich um ein psychisches handelt) besonders nahegerückt, besonders zugehörig zu sein. Im Vorhandensein ist nichts weiteres zu finden als ein bloßes Dasein von etwas. Das „Haben“, so will ich weiter fortfahren, ergibt eine besondere Erstreckung meines Ichs auf das Gehabte, das Gehabte ist nicht schlechthin da, sondern es wird in eigentümlicher Weise von mir gehalten, es gehört mir innerlich zu.

Die eben aufgezeigten Charakteristika des Habens sind nur die nächstliegendsten und auffälligsten, diejenigen, welche überhaupt eine jegliche subtilere Psychologie veranlassen sollten, dem Haben ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Doch wollen wir an dieser Stelle noch etwas tiefer zu dringen versuchen. Man könnte vielleicht sagen, das Haben sei zwar etwas von dem bloßen Vorhandensein Verschiedenes, aber trotzdem nur eine gewisse Zuständlichkeit des Ichs, eine gewisse Gesamtverfassung desselben und nicht eine eigenartige psychische Funktion. Sicherlich ist mit dem Haben auch eine Ichmodifikation gegeben, gleichsam naturgemäß bedingt. Das habende Ich ist ein anderes als das bloß auffassende Ich (des Beispiels halber). Trotzdem scheint das Haben noch Eigentümlichkeiten psychischer Funktionen zu besitzen. Durch das Haben werden bestimmte Etwasse qualitativ modifiziert. Das ist so zu verstehen, daß mit dem Haben dem Etwas eine Funktion gegeben wird, die es nicht an sich als einfach daseiend hat. Der Gegenstand als reiner Gegenstand bleibt dasselbe; er wird nicht größer oder kleiner, je nachdem er gehabt wird oder nicht. Nur der phänomenale Gegenstand (in diesem Sinn das Etwas) beim Haben ist ein anderer als der gewollte Gegenstand etwa. Diese qualitative Modifikation von Objekten durch psychische Reaktionen auf dieselben erscheint als Kriterium für das Vorhandensein einer psychischen „Funktion". Funktionen sind noch in anderer Weise feststellbar, so durch unmittelbares Erschauen derselben. (Es dürfte eine Analyse des Vorhandenseins von Funktionen, von der Konstatierbarkeit derselben mich aber doch zu weit vom Thema abbringen, weshalb ich nicht näher darauf eingehe. Ich begnüge mich hier mit diesem einen Kriterium.)

In dem „Haben“ werden die Etwasse qualitativ modifiziert. Die „gehabten“ Etwasse sind andere als die bloß vorhandenen; geradeso wie ein „gewolltes“ Etwas ein anderes ist als ein bloß „gedachtes“. Es ist nicht genügend zu sagen, das Ich, das denkt oder das will, ist ein anderes, verschiedenes, sondern auch das Gewollte ist durch die Funktion des Wollens etwas Eigentümliches geworden, etwas Anderes als es durch die Funktion des Denkens etwa geworden wäre.

In diesem Sinne möchte ich das Haben als eine psychische Funktion bezeichnen. Im Haben wird ein Etwas in ganz besonderer Weise von dem Ich ergriffen. Es wird, wie wir vorhin sahen, von dem Ich gehalten, und es empfängt eine gewisse Erstreckung des Ichs. Außerdem entsteht durch die Funktion des Habens ein besonderer Charakter der Zugehörigkeit des Gehabten zu dem Ich, eine Zugehörigkeit, die wir etwa dem Besitzverhältnis im sozialen Leben analog setzen können; das Gehabte wird von dem Ich nicht nur gehalten, es erleidet nicht nur eine Erstreckung des Ichs auf sich, sondern es untersteht einem gewissen Besitzverhältnis zu dem Ich, es hat eine Hörigkeit zu demselben.

Wie äußert sich nun das „Haben“ bei dem Gefallenserlebnis? Betrachten wir unser schon so oft herangezogenes Beispiel von dem Gefallen einer Farbnuance. Können wir neben dem Akt des Gefallens, und neben hier unberücksichtigt gelassenen Gefallensgefühlen noch etwas Besonderes unterscheiden, das wir als gefallendes Haben einer Sonderbetrachtung unterziehen? Es scheint mir so zu sein. Der Akt des Gefallens ist ein einmaliges Erlebnis, das sich wiederholen kann, das sich aber nicht zu wiederholen braucht. Nichtsdestoweniger aber dauert das Gefallen, wie wir uns auszudrücken pflegen „fort“. Das ist wohl nicht so gemeint, daß der Akt des

Gefallens in uns perseveriert. Nein, außer dem Akte des Gefallens, als dem hauptsächlichsten Grundbestandteil des Gefallenserlebnisses, dürfte noch eine psychische Zuständlichkeit vorhanden sein, die mehr ist als eine bloße Ichmodifikation durch den Gefallensakt. Es gefällt mir etwas, und es gefällt mir fort und fort, solang überhaupt meine Zuwendung zu dem Objekte des Gefallens andauert. Dieser Tatbestand charakterisiert sich aber nicht bloß dadurch, daß ein mir gefälliges Objekt vorhanden ist, schlechthin da ist; sondern daß in mir eine bestimmte Beziehung auf dieses Objekt andauert. Diese Beziehung möchte ich als das gefallende Haben bezeichnen. Nicht ohne Grund. Denn es scheint mir in dieser Beziehung, die nach dem Gefallensakt eintreten kann, eine andauernde, kontinuierliche Erstreckung des Ichs auf das Gefallensobjekt vorhanden zu sein und außer dieser Erstreckung noch ein besonderes Festhalten des Gefallenden als ein dem Iche Zugehöriges. Das Gefällige wird nach dem Akte des Gefallens normalerweise noch „gehabt". Es tritt nach der Vollziehung des Gefallensaktes nicht eine sofortige Wegwendung, ein Verlassen des Gefallensobjektes ein, sondern ein bestimmtes Dabeisein, ein Verharren bei dem Gefallensobjekte ist die Regel. Es genügt nun nicht, dieses Verharren, wie schon bemerkt, als ein einfaches Dabeibleiben zu charakterisieren, sondern gerade bei dem Gefallen äußert sich dieses Dabeibleiben durch die Funktion des Habens. Wir haben in gewissem Sinne das uns Gefallende, eine gewisse Machterstreckung unseres Ichs auf das Gefallende kommt zum Vorschein.

Ich bin mir wohl bewußt, daß ich hier in der Beschreibung des Habens noch auf keine Vollständigkeit Anspruch machen kann, dies umsoweniger, als ich glaube, hier auf ziemlich versteckte und noch kaum ge-

sehene Tatbestände hingewiesen zu haben. Insbesondere möchte ich das Problem, ob es auch ein Haben des Mißfälligen gibt, und wie sich im speziellen dieses Haben ausnimmt, hier völlig unangeschnitten lassen. Ohne mich auf eine Argumentation einzulassen, stelle ich die Behauptung auf, daß es auch ein Haben des Mißfälligen gibt, und daß dieses Haben eine Art feindlicher Zugehörigkeit zu mir bedeutet.

Mit diesen Bemerkungen möchte ich den Abschnitt, der über die Wesensanalyse des Gefallens handelte, verlassen und möchte mich im Folgenden den besonderen Arten des Gefallens zuwenden.

II. Arten des Gefallens.

Arten des Gefallens sollen hier besprochen werden. Es kommen hier vor allem diejenigen Fälle in Betracht, bei welchen das Gefallen mehr oder minder ausgesprochen als Rückhalt dient. Damit meine ich diejenigen Gebiete, welche etwa durch das Gefallen erschlossen werden, welche also von der anderen, der subjektiven Seite unter der Kategorie des Gefallens stünden. Wir versuchen hier all dasjenige zu betrachten, was Gegenstand für das Gefallen werden kann und eben dadurch spezifische Gefallensarten bedingt; also jene wesenhaften Differenzierungen des Gefallens, die durch Gegenständliches fundiert sind. Wenn wir uns in unserem täglichen Leben umsehen, wann wir im besonderen Gefallens- oder Mißfallenserlebnisse haben, so werden wir häufig bemerken, daß nur an einem Objekt, an einer Materie für gewöhnlich von dem Laien Gefallens- oder Mißfallenserlebnisse konstatiert werden. Nur auf dem Gebiete des

Aesthetischen pflegt man gemeinhin zu sagen, „dieses gefällt mir und dieses gefällt mir nicht“. Es könnte damit der Anschein erweckt werden, als ob das Gefallen überhaupt nur in der Art des ästhetischen Gefallens in praxi vorkommt. Unsere erste Aufgabe ist es, zu untersuchen, ob diese Einschränkung auf das ästhetische Gebiet tatsächlich vorliegt. Gefällt uns auch etwas anderes als das Schöne? Mißfällt uns auch etwas anderes als das Unschöne? In der Tat glaube ich schon im Vorübergehen darauf hingewiesen zu haben, daß gar oft etwas gefällt, für das wir nicht mit Recht das Prädikat „schön“ anwenden können. Aber trotzdem könnte es so sein, daß, wenn auch das Gefallen nicht direkt das Schöne ergreift, es dennoch auf das ästhetische Gebiet beschränkt bliebe. Es wäre möglich und die Ansicht ist sogar naheliegend, daß nur etwas, was alleinig in ästhetischer Anschauung gegeben ist, was einen ästhetischen Aspekt an sich trägt, für das Gefallen in Betracht käme. Wollen wir uns daher einmal Gebiete ansehen, auf denen m. E. das Gefallen in ähnlicher Weise wie auf dem ästhetischen Gebiete zur Herrschaft gelangt ist. Wir sprachen schon im Vorangehenden einmal in einem Beispiel von einem ethischen Gefallen. Bezieht es sich auf dieses Gebiet, so ist nun die Frage tatsächlich die, ob das Gefallen auf das Ethische als seine ihm korrespondierende Materie geht oder ob das Ethische nur eine Ausfüllung eines eigentlich ästhetischen Aspektes ist? Gefällt uns wirklich etwas, das wir in seinem Wesen als ethisch betrachten, oder gefällt uns nur etwas Ethisches unter oder im ästhetischen Scheine. Daß das Letztere gar häufig vorkommt, dürfte nicht zu leugnen sein. Ein großer Teil der Bühnenwirkung heroischer Aktionen dürfte auf eine solche Konversion des Ethischen zum Aesthetischen zurückzuführen

sein ; das Ethische wird nur sub spezie des Aesthetischen gefallend genommen, ohne daß eigentlich das Ethische als solches, gewissermaßen als pures Ethisches gefallen würde. So ist hier oft das Paradox aufgetsellt worden, daß eine Handlung, die sich auf der Bühne sehr gut „macht", im täglichen Leben nicht diese Bedeutung haben würde.

Wenn wir uns in einer sittlichen Ueberlegung befinden, so kann diese ethische Deliberation gar oft dadurch eine Ablenkung oder vorzeitige Entscheidung erfahren, daß wir uns, wie wir uns auszudrücken pflegen: nach unserem Gefallen verhalten. Wir wenden uns von einer Ueberlegung, die uns einerseits vielleicht zu schwierig, andererseits vielleicht peinlich wäre, ab und entschließen uns zu der Vornahme, in dem gegebenen Falle nach unserem Gefallen zu handeln. Damit mag bei vielen Menschen eine Zuwendung zu einem ethischen Intuitionismus ausgegedrückt sein, solche Menschen, denen ethische Deliberationen überhaupt fern zu stehen pflegen, könnten unter dem, was ich hier „nach dem Gefallen handeln" bezeichnet habe, verstehen: ein Sich-leiten-lassen von einem sittlichen Instinkt, eine Führung durch die ethische Intuition. Gewiß liegt einem ethischen Intuitionismus etwas ähnliches zugrunde, als dasjenige, was wir mit Gefallen bezeichnen. Trotzdem aber geht der Intuitionismus immer von einem innerlichsten Kerne des Subjektes aus, während das Gefallen, wie wir im Vorhergehenden gesehen haben, diese tiefe Zentrierung nicht zu besitzen braucht. Das Gefallen hat vielmehr nur eine formale Lage [1])

[1]) „Formale Lage" will andeuten, daß das Gefallen formaliter d. h. was die Art des psychischen Geschehens anbelangt mit dem ethischen Intuitionismus viele Gemeinsamkeiten hat, so daß mit absichtlicher Uebertreibung gesprochen — jemand, der nur nach der formalen Seite des psychischen Geschehens sich orientieren wollte, G e f a l l e n und d i e den ethischen Intuitionismus k o n s t i t i t u i e r e n d e n A k t e nicht unterscheiden könnte.

mit dem ethischen Intuitionismus gemeinsam. Derjenige, der nach dem Gefallen handelt, pflegt sich gleichsam einem Pseudointuitionismus hinzugeben. Er will auch seinen ethischen Entscheid von Präformiertheiten in seinem Selbst abhängig sein lassen, ohne dabei Rücksicht zu nehmen, ob ein tieferes oder oberflächlicheres „Schema" für sein Verhalten angesprochen wird. Mit diesen Bemerkungen habe ich das, was ich erweisen wollte, schon eigentlich vorausgesagt, daß es nämlich auf ethischem Gebiet ein echtes Gefallen gibt. Das Individuum, das sich nach den jeweilig in ihm auftretenden Kongruenzen mit der Handlungssituation orientiert, ohne in diesen Kongruenzen eine besondere Rangordnung festzuhalten, sondern nur diejenigen ergreift, in denen es sozusagen gerade lebt, die ihm die konformsten sind, ein solches Individuum dürfte m. E. nach dem Gefallen handeln. Ganz trivial gesprochen das Individuum, das tut, was ihm gefällt, wobei aber auf die Souveränität des Selbstentscheides kein Nachdruck gelegt sein soll, wie dies im allgemeinen in obiger Redeweise mit verstanden wird.

Dieses ethische Gefallen weist noch einige besondere Momente, besondere charakteristische Unterschiede zu andern Gefallenstypen auf. Nicht nur durch seine Orientierung an dem Gebiet ist es bestimmt. Das ethische Gefallen trägt vor allem in sich einen stellvertretenden Charakter für eine ethische Deliberation. Im ethischen Gefallen wird gleichsam ein Weg gefunden, der zu einem Entscheid führt, ohne die Härten und Schwierigkeiten eines Entscheidens mit sich zu bringen: daraus resultiert einerseits jener stellvertretende Charakter des ethischen Gefallens, andererseits jene vorliegende Gefühlsbetontheit eines gefallenden Entscheides. Menschen, die sich gefallend ethisch orientieren,

pflegen diesen Resultaten, oder besser diesen ethischen Direktionen, einen Schein und Abglanz des Sicheren, Frohen und Bestimmten beizumessen. Andererseits aber pflegen die Resultate eines sog. Gefallensentscheides auf ethischem Gebiet für das Individuum keine fixen zu sein, sondern solche, welche immer durch den jeweiligen Gefallensakt variierbar sind und durch das nächste Gefallen über den Haufen geworfen werden können. Die Sicherheit des ethischen Gefallens ist nur eine sehr momentane und eigentlich nur im Gefallensakt und im gefallenden Haben vorhanden.

So wenig Definitivität das ethische Gefallen aufweist und so wenig es als Modus des Ethischen in Betracht kommen sollte, eine so große Wichtigkeit möchte ich dem Gefallen in dem Gebiete beimessen, das ich einmal „Praktik" genannt habe. („Der Akt des Könnens und seine Bedeutung für Pädagogik und Didaktik". Zeitschr. f. pädagogische Psychologie und experimentelle Pädagogik, XII. Jahrg. 1911.) Es gibt m. E. gar viele Handlungen und praktische Willensbestätigungen des Menschen, die in gar keiner Weise ethisch relevant sind. Sie stehen völlig außerhalb des ethischen Gebietes und es ist vollständig verkehrt, auch sie mit dem Nimbus ethischer Werte zu umkleiden. Ob ich mit dem Messer oder der Gabel esse, wann und wo und wie ich das Schnupftuch gebrauchen soll, hat sicherlich mit ethischen Erwägungen nur selten etwas zu tun. Dies und vieles andere sind Verhaltungsweisen, über die wir uns tagtäglich Rechenschaft geben müssen, über die wir zu entscheiden haben und eventuell Erwägungen anstellen sollen. Dieses Gesamtgebiet aller ethisch gering oder gar nicht relevanten Erscheinungen möchte ich als „Praktik" bezeichnen. Und speziell in dem Gebiet der Praktik hat m. E. das Gefallen eine nicht zu unterschätzende Bedeutung. Es wäre völlig verkehrt

die täglichen Gepflogenheiten eines Menschen, die Anstandsregeln u. dgl. von einem ethischen Olymp herunter zu betrachten. Ja, es scheint gewissermaßen diesen Dingen eine nicht abzuleugnende ethische Unwürdigkeit anzuhaften und sie dadurch außerhalb des ethischen Gebietes zu stellen. Nicht der letzte tiefste Kern des Selbstes in einem Individuum soll befragt werden bei einem Dilemma in betreff des sog. „guten Tones". Für diese Entscheide sind, gleichnismäßig gesprochen, andere Instanzen vorhanden und höhere Gerichtshöfe des Selbstes dürften dafür unkompetent sein.

Fragen wir uns, wie wir uns tatsächlich in der Praxis des täglichen Lebens verhalten, so werden wir finden, daß wir uns wohl meistens nach dem Gefallen orientieren. Die vielen Wendungen, in denen wir diesem Tatbestand Rechnung tragen, haben meist denselben Grundkern, daß nämlich das Gefallen, resp. das Mißfallen das eigentlich Entscheidende an unserem Verhalten ist. Etwas paßt uns nicht, ist angenehm, unangenehm, gehört sich nicht.

Auch in der Praktik hat das Gefallen wieder seine Nuancen. Es erscheint einmal durch das Gebiet bestimmt als eine Orientierungsart, die nicht tief greift, die aber trotzdem Harmonien oder Disharmonien in mir ertönen läßt, welche namentlich für mein sog. „soziales Ich" sehr bestimmt und charakteristisch sind. Wie sich die Praktik im allgemeinen mit der Schale des Menschen abgibt, so hat auch das Gefallen in der Praktik für denjenigen, der ein tieferes und innerlicheres Leben zu leben vermag, einen sehr superfiziellen Charakter.

Dem gefallenden Entscheide in der Praktik ist verwandt ein Gefallen, das man ein korrumpiertes Urteil nennen könnte. Auf intellektuellem Gebiet

kommt es namentlich bei einer gehäuften Anzahl von gleichförmigen Urteilsentscheiden leicht dazu, daß für den Urteilsentscheid ganz äußerliche und oberflächliche Kriterien genommen werden. Das Kriterium ist natürlich völlig von dem Urteil unabhängig; es trägt jedoch viel dazu bei, daß eben dieses und nur dieses Urteil gefällt wird, resp. dieses Urteil für wahr und jenes für falsch gehalten wird. Ohne die Stellung des Kriteriums als einer logischen Komponente hier näher zu beleuchten, möchte ich auf etwas hinweisen, was insbesondere in unser Gebiet schlägt. Das Gefallen, resp. die gefallende Stellungnahme, ist sehr häufig der analysierende Faktor für ein Kriterium, ob ein Urteil richtig oder nicht richtig ist. Wenn z. B. der Mathematiker eine Rechnung zur Korrektur bekommt und er sieht eine bestimmte verworrene Anordnung, etwas Ungewohntes in einem ihm sehr geläufigen Rechnungsfortgange, so wird er mit Recht sagen, die Rechnung gefällt mir nicht, und dieses Moment des Nichtgefallens wird maßgebend sein für ein vorläufiges Urteil: die Rechnung ist unrichtig. Die Beispiele hiefür finden sich häufig. Sehr oft wird auf intellektuellem Gebiete eine gefallensmäßige Orientierung als maßgebend zur vorläufigen Feststellung eines logischen Kriteriums verwandt.

Nachdem ich hier einige Arten des Gefallens angeführt habe: das Gefallen in der Ethik, in der Praktik, und das Gefallen als heuristisches Prinzip zur Findung eines vorlogischen Kriteriums, möchte ich mich einer anderen Art des Gefallens etwas näher zuwenden und sie etwas ausführlicher behandeln: der des ästhetischen Gefallens.

Wenn ich auch das Gefallen in seiner Selbstständigkeit gegenüber dem ästhetischen Gebiet besonders erwähnt habe, so möchte ich doch nicht

leugnen, daß das ästhetische Gebiet eine besondere Vorzugsstelle für das Gefallen einnimmt, daß es dasjenige Reich ist, in dem das Gefallen seine eigentliche Herrschaft auszuüben berechtigt ist. Ja, ich möchte so weit gehen und das Gefallen als den ästhetischen „Elementarhabitus" bezeichnen.

Wendet man sich dem ästhetischen Gebiete überhaupt zu, so kann man von zweierlei Richtungen in dasselbe gelangen. Man kann einmal objektive und dann subjektive Aesthetik treiben. Man kann sagen: Aesthetik als die Lehre vom Schönen in Kunst und Natur umschließt das Gebiet der an sich schön seienden Gegenstände. Andererseits kann man sagen — wenn man sich subjektiv orientieren will —, daß die Aesthetik die Lehre von den Gefühlen, Stimmungen und überhaupt seelischen Zuständen in uns ist, welche gewöhnlich durch die sog. Gegenstände des Schönen, Erhabenen usw. erzeugt werden.

Eine Aesthetik, die sich rein an den objektiven Gebilden orientiert, vernachlässigt sicher mit Unrecht alle diejenigen Momente, die in dem Subjekte zu einem Dasein des Schönen führen. Ich bestreite nicht das Recht einer solchen bloßen objektiven Aesthetik. Ich leugne aber ihre Vollständigkeit und möchte in einer umfassenden Aesthetik auch die Subjektslage nicht unberücksichtigt gelassen haben. Das Problem für die objektive Aesthetik, welche auch das Subjekt oder das nur mögliche Subjekt hereinzieht, besteht in der Frage, wie sind die ästhetischen Objekte in einem Individuum da, wie werden sie überhaupt zu ästhetischen Objekten und welche Stellungen und Lagen können sie in dem Individuum einnehmen.

Die subjektive Aesthetik ist m. E. — wenigstens in ihren bisherigen Ausprägungen — viel ungenauer und unexakter als die sog. objektive Aesthetik. Die subjektive Aesthetik versucht vor allem zu reduzieren

an einer Stelle, wo Reduktionen falsch und unberechtigt sind. Die subjektive Aesthetik will das Schöne, schöne Gegenstände auflösen in psychische Elementarbestandteile des Ichs, in Gefühle, Stimmungen usw.; schön ist für sie dasjenige, was geeignet ist, diese oder jene Gefühle in uns wachzurufen. Und weitergehend behauptet eine extremere subjektvistische Aesthetik, daß eigentlich gar nicht die Gegenstände, sondern die Gefühle das Schöne wären. Daß in dieser Umkehrung eine Verkennung der tatsächlichen Gegebenheiten liegt, kann sich der heutigen Zeit kaum verhehlen. Und damit ist auch die Existenzberechtigung einer rein subjektivistischen Aesthetik eine sehr geringe geworden. Nur insofern die subjektivistische Aesthetik eine Ergänzung zu einer objektiven Aesthetik ist, wird sie ihren Wert weiterhin beibehalten können und werden insbesondere ihre Resultate beachtenswert sein.

Als Ergänzung zu einer objektiven Aesthetik waren uns vor allem die beiden Probleme wichtig: Wie werden die ästhetischen Objekte überhaupt in ein Subjekt hereingenommen, und dann: Welche Stellung und Lage nehmen die ästhetischen Objekte in dem Individuum ein.

Ich möchte mich hier im speziellen etwas mit diesen Problemen einlassen, da sie mir eine Verwandtschaft und Wichtigkeit für das Gefallen zu haben scheinen. Ich nannte das Gefallen vorläufig einen ästhetischen Elementarhabitus. Mit diesem Ausdruck ist ein Programm ausgesprochen. Nämlich: das ästhetische Objekt scheint mir insbesondere durch das Gefallenserlebnis, und in dem Gefallenserlebnis da zu sein. Diese These erheischt eine nähere Untersuchung. Nehmen wir des Beispiels halber irgend einen schönen Gegenstand, z. B. ein Gemälde. Wir nennen das Gemälde: ein ästhetisches Objekt; wir

finden es überdies schön. Wir bestreiten in keiner Weise die Existenz dieses Schönen an sich. Das Gemälde ist schön, ob es jemand ansieht oder nicht; ob es überhaupt von jemand betrachtet worden ist oder nicht; das Gemälde ist an sich schön. Etwas weiteres aber ist die Frage, wie komme ich oder irgend ein Individuum dazu, dieses Schöne überhaupt zu erleben, es irgendwie zu haben. Auf dem Gemälde sehe ich wahrnehmungsgemäß etwa verschiedene Personen und Gegenstände, abgebildete Personen und Gegenstände, keine wirklichen Personen. Diese Personen und Gegenstände, die hier abgebildet sind, brauchen an sich nicht schön zu sein; sie sind nur auf dem Bilde, wie wir sagen, schön. Wo liegt nun das Moment, das das Schöne gleichsam zu uns heranbringt, das uns das Schöne erstehen läßt. Ich will unser Beispiel weiter betrachten. Es kann mir jemand gesagt haben: dieses Bild ist schön. Und ich glaube es ihm. In diesem Falle habe ich kein Selbsterleben des Schönen, sondern das Schöne ist mir nur als Begriff mitgeteilt worden; den schönen Gegenstand, sofern er schön ist, brauche ich nicht zu sehen, sondern nur ein Etwas, dem die Schönheit prädiziert worden ist. Ich kann gar wohl das Wort „schön" verstehen, ohne eine adäquate Erfüllung dessen zu haben, was das Wort meint.

Wir stehen immer noch vor der Frage: wie kommt das Schöne zu mir; welche Mittel, welche Funktionen sind in mir, welche mir das Partizipieren an dem Schönen gewähren. Man könnte hier von einem gewissen Wunder sprechen, das es ermöglicht, auf mysteriöse Weise uns zur Anschauung des Schönen zu führen. Man kann dieser Ansicht, die hier von einem Wunder spricht, nicht völlig jede Zutreffendheit aberkennen. Wie überhaupt ein Außersubjektives in die Sphäre des Subjektes gelangt, hat immer etwas

Wunderbares an sich: wie die wahrgenommenen Gegenstände, die doch außer mir sind, zu dieser Stellung als von mir wahrgenommen gelangen und manches andere, wird immer etwas Wunderbares an sich haben. Auch das Aesthetische, die ästhetischen Objekte, die außer mir sind und an denen ich in merkwürdiger Weise teilhaben kann, auch diese Objekte werden in einer Art wunderbarer Wandlung mir inne. Doch dieses Wunder, das wir hier konstatieren, ist nur insofern ein Wunder, und als Wunder bezeichenbar, als es uns an der Fähigkeit gebricht, die hier vorliegenden Tatbestände weiter zurückführen zu können. Es sind das keine exzeptionellen Erscheinungen, keine Ausnahmen bestehender Gesetzmäßigkeiten, sondern nur gewisse Unbegreiflichkeiten, denen wir die Wunderbarkeit zuschreiben. Wenn wir uns also hier der Rede von einem Wunder etwas anschließen, so soll damit nur gesagt sein, daß gar vieles von dem, was die ästhetische Anschauung in uns ausmacht, rätselhaft bleiben wird.

Die Frage, wie kommen wir zu dem Schönen in uns, ist metaphysisch verstanden nicht weiterer Erklärung zugänglich. Und wenn wir hier eine Erhellung dieser Frage anstreben, so wollen wir nichts anderes untersucht haben, als diejenigen psychischen Gegebenheiten, welche anscheinend das Dasein der schönen Objekte in uns ermöglichen.

Wir können daher unsere Frage in dem obigen Sinne einschränken und können sagen: welche psychische Grundlage ist Voraussetzung für das Dasein ästhetischer Objekte. Die Frage ist insofern schwierig, als ein Individuum, welches bereits häufig mit ästhetischen Objekten in Berührung gewesen ist, diese Objekte gleichsam mittelbar erhalten kann. Ein solches Individuum braucht nicht oder nicht mehr sich in jener psychischen Grundstellung zu befinden,

in der es überhaupt Zugang zu ästhetischen Objekten hat, es genügt ihm, daß es Gegenstände wahrnimmt, an denen sich Merkmale befinden, oder deren Gesamterscheinung darauf hinweist, daß es vorzugsweise ästhetische Gegenstände sind. Sieht man z. B. auf ein Bild, das in einem Rahmen an der Wand hängt, so wird schon durch die äußere Aufmachung die Präponderanz des ästhetischen Gegenstandes vorhanden sein und man wird kaum mehr in einem Individuum jenen Elementarhabitus entdecken können, der ihm schlechthin den Zugang zu dieser ästhetischen Kategorie gewährte. Man muß also, um diesen ästhetischen Elementarhabitus zu entdecken, von manchem absehen, was im gewöhnlichen Leben eines bereits häufig mit ästhetischen Gegenständen in Berührung gekommenen Individuums sich zuträgt. Man sieht dann auch, daß die gewöhnliche Art, das gewöhnliche Gewahrwerden des Aesthetischen eine andere Art, eine viel ursprünglichere voraussetzt.

Um mich populär auszudrücken, kann man sagen: heute sehen, resp. hören wir erwachsene Individuen ästhetische Gebilde, aber wir bemerken gleichzeitig, daß dieses Sehen und Hören doch nur Teile, isolierte Ausschnitte an dem ästhetischen Gegenstande gewährt und daß im speziellen das Schöne doch niemals gehört oder gesehen werden kann. Es muß also in irgend einer anderen, versteckteren Weise eine Funktion in uns sein, welche neben oder außer dem Wahrnehmen eines ästhetischen Gegenstandes (als wahrnehmbares Gebilde) auch im speziellen das ästhetische Gebilde erschaut.

Durch diese Ueberlegung gedrängt, hat man sich zur Postulierung einer ästhetischen Anschauung herbeigelassen. Diese ästhetische Anschauung sollte all das ermöglichen, was in dem ästhetischen Gebiet gegeben ist, was aber durch bloße Wahr-

nehmung nicht produziert werden kann. Nun scheint die Daseinsberechtigung einer ästhetischen Anschauung als bloßes Postulat eine zu luftige, zu unsichere zu sein, um auf ihr allein die Subjektseite des Aesthetischen zu begründen. Man wird also weiter fragen, ob dieser ästhetischen Anschauung irgendwelche Tatsachen entsprechen, ob es eine Sphäre gibt, in der diese ästhetische Anschauung aufzeigbar, erschaubar ist. Man hat versucht, diesem Tatbestand dadurch eine gerechte Deutung wiederfahren zu lassen, daß man die Art des Vorhandenseins einer ästhetischen Anschauung mit der einer Brille in Vergleich brachte, durch welche uns wohl auch die Gegenstände der Welt erscheinen, aber nach einer bestimmten Richtung modifiziert, größer, kleiner, farbig, verdunkelt, je nach der Art dieser Brille. Dieser Vergleich hinkt insofern, als er nicht auf das Produzierende so sehr bezug nimmt, als auf den Erfolg; er zeigt uns bloß das Resultat, welches durch die ästhetische Anschauung gezeitigt wird, aber er erklärt in gar keiner Weise jenes Zustandekommen, jene tatsächliche Wirksamkeit der ästhetischen Anschauung. Zugegeben, eine solche ästhetische Anschauung wäre vorhanden, so würde sie durch diesen Vergleich eben nur in ihrer Funktionsweise illustriert, aber gar nicht in ihrer Ursprungs-Natur uns nähergebracht.

Wir müssen also tiefer zu dringen versuchen, um dasjenige zu entdecken, was in uns das Dasein ästhetischer Objekte ermöglicht. Nehmen wir ein einfaches Beispiel. Wir betrachten einen Gegenstand, den wir auch völlig außerästhetisch wahrnehmen können, z. B. eine Farbnuance. Wir betrachten sie hier ästhetisch. Welche Veränderung ist damit in uns gegeben, wenn wir einen Gegenstand einfacher Struktur zunächst nicht ästhetisch und dann in ästhetischer Anschauung gegeben haben? Das nicht

ästhetische Objekt kann außer seiner bloßen wahrnehmbaren Qualitätenfülle auch in uns verschiedenes anregen und produzieren, was über die bloße Wahrnehmung der Qualitäten hinausgeht. Ich würde hieher rechnen das Erstehen bestimmter Gefühle und Stimmungen in unserer Seele durch das bloße Betrachten einer einfachen Farbqualität. Trotzdem ist dieses Betrachten, wenngleich es jene gefühlsmäßigen Nebenwirkungen hat, noch kein ästhetisches Betrachten. Das ästhetische Betrachten will den Gegenstand in einer ganz anderen Sphäre haben, als er normalerweise ist. Er darf nicht mehr ein so wirklicher Gegenstand sein, wie er in der gewöhnlichen Wahrnehmung als wirklich bemerkt wird. Nicht soll ihm damit eine gewisse phantasiemäßige Daseinsweise aufoktroyiert werden, er in ein schemenhaftes Reich gerückt werden. Das nicht. Aber die Wirklichkeit ästhetischer Gegenstände ist eine andere als die sog. Wirklichkeit der Naturdinge etwa. Diese Aenderung der Wirklichkeitslage scheint mir eines der wesentlichsten Momente für das ästhetische Gebiet zu sein. Wenn man diese Wirklichkeit des Aesthetischen beschreiben will, so dürfte dies wohl nur sehr schlecht und ungefähr gelingen; es wird sich eine Wirklichkeitsart ergeben, die mehr als die gewöhnliche Wirklichkeit von Subjektensgnaden ist, die keine solch rauhe, aggressive, unerbittliche, fürchterliche Wirklichkeit ist, wie die Wirklichkeit der Natur. Mit diesen Bemerkungen ist nicht etwa eine ästhetische Betrachtung der Natur ignoriert, sondern es ist darauf hingewiesen, daß immer dann, wenn eine ästhetische Naturbetrachtung vorliegt, auch diese Natur, die in ihrem eigentlichen Sein jener rauhen, unerbittlichen Wirklichkeit angehört, doch in ästhetischer Betrachtung eine andere Wirklichkeit wird, eine Wirklichkeit, die zwischen dem steht, was uns

ein Bild von der Natur und diese Natur selbst zeigt.

Wenn wir diese ästhetische Wirklichkeit vorhin unbestimmt charakterisiert haben, so ist dem noch das hinzuzufügen, worauf unsere eigentliche Untersuchung abzielt; nämlich das, was uns im speziellen diesen Zugang zu dieser ästhetischen Wirklichkeit gewährt. Welche Stellung nehmen wir einem einfachen ästhetischen Objekte gegenüber ein? Neben dem Vorhandensein der Wahrnehmung und eventuell begleitender Gefühle und Aehnlichem scheint mir die wesentlichste grundlegendste Stellungnahme zu diesem Objekt in dem Gefallen zu beruhen.

Kant sagte: „schön ist das, was ohne Interesse gefällt." In dieser Kant'schen Definition glaube ich gar viel zu sehen, was einer näheren Bestimmung und Analyse würdig wäre. Daß das Aesthetische für uns ein interesseloses Dasein führt, ist wohl in der Umfänglichkeit, wie die Kant'sche Definition „interesselos" gewöhnlich verstanden wird, nicht zutreffend. Gar wohl können wir an einem ästhetischen Objekt Interesse haben oder kein Interesse haben. Ich glaube, daß mit „interesselos" eben jene eigentümliche fernstehende ästhetische Wirklichkeit gemeint war, die ich oben zu charakterisieren versuchte. Ich möchte hier auf diesen ersten Teil der Definition Kants nicht eingehen, möchte aber einen großen Nachdruck darauf legen, daß Kant das Aesthetische (resp. in seiner Terminologie: „das Schöne") als dasjenige bestimmt hat, zu dem wir eine gefallende Stellung einnehmen. Ohne mich hier zu stark durch die Autorität Kants binden zu lassen, muß ich doch erwähnen, daß seine Bestimmungen des Aesthetischen von seinen Gegnern meist wenig subtil zerpflückt wurden.

Das Aesthetische, so könnte es scheinen — man könnte mir diese Einrede machen — braucht doch in

gar keiner Weise gefallend oder mißfallend da zu sein. Man könnte mich fragen: ist es denn nicht möglich, etwas als ästhetisch zu betrachten, ohne daß es einem gefällt oder daß es einem mißfällt? Ich würde diese Frage mit ja beantworten und würde zugeben, daß uns gar wohl etwas Aesthetisches weder gefallen noch mißfallen braucht. Aber ich würde meine Behauptung aufrecht erhalten, daß zur Existenz ästhetischer Objekte überhaupt in meinem Bewußtsein eine allgemeine gefallende Stellungnahme vorhanden sein muß. Diese gefallende Stellungnahme, die nicht jedesmal einen Höhepunkt in einem Akte des Gefallens oder Mißfallens zu erreichen braucht, ist (gemäß unserer Terminologie) der ästhetische Elementarhabitus des Sujektes.

Das Vorhandensein eines solchen Elementarhabitus wird nach dem Vorhergehenden wohl kaum bestritten werden; aber es bleibt zu erweisen, daß dieser Elementarhabitus ein gefallender ist. Eine spezifische Lehre vom ästhetischen Genuß würde vielleicht die Behauptung aufstellen, daß dieser Elementarhabitus des Individuums nicht ein gefallender, sondern ein genießender ist. Den eigentlichen Zugang zum ästhetischen Objekt hat nach dieser Ansicht nicht das gefallende, sondern das genießende Bewußtsein. Man muß dieser Ansicht das eine zugute halten, daß sie verschiedenes Richtige nicht unbeachtet läßt. Einmal erweist sich das Genießen als besonders geeignet, ästhetische Entdeckungen zu machen, sodann auch als besonders geschickt einen ästhetischen Füllereichtum zu gewähren. Der genießende Mensch *hat* mehr von den ästhetischen Objekten als ein anderer. Gewährt der ästhetische Genuß oder das Genießen überhaupt einen solchen Füllewachstum, so ist dennoch das Genießen nicht mit Recht als der ästhetische Elementarhabitus zu verstehen. Gar oft nämlich kann man auch im ästhetischen Gebiet sich

völlig ungenießend verhalten, ohne deshalb Unästhetisches wahrzunehmen.

Die gefallende Stellungnahme scheint mir die primitivste für das ästhetische Gebiet zu sein. Gefallend verhält sich das Subjekt, sofern es sich dieser Lage, diesem seelischen Habitus hingibt, der es möglich macht, in ihm Akte des Gefallens oder Mißfallens auszuwirken. Wenn jemand die hier von mir gegebene Charakterisierung und Analyse des Gefallens sich vergegenwärtigt, so wird es ihm auch nicht schwer werden, diesen seelischen Habitus in sich zu erschauen, den ich hier als den gefallenden bezeichne und als ästhetischen Elementarhabitus eingeführt habe. Einen näheren Beweis kann ich hierfür natürlich nicht erbringen, da sich diese Tatsachen nur ein jeder selbst zur Erschauung bringen kann. Negativ allerdings kann ich noch argumentieren: für ein Subjekt, das sich der gefallenden Stellungnahme verschließt, dürfte sich als Konsequenz ergeben, daß ein solches Subjekt keinen direkten Zugang zu dem ästhetischen Gebiet hat. Derjenige, der es von vorneherein ablehnt, daß ihm etwas gefällt oder mißfällt — natürlich nicht in urteilsmäßigem Sinne, sondern der überhaupt sich das Gefallen oder Mißfallen innerlich verweigert — derjenige wird niemals zu einer ästhetischen Anschauung gelangen können.

Um dieses gefallende Stellungnehmen zu charakterisieren, müßte ich auf vieles früher Gesagte wieder eingehen und manches wiederholen, was ich in dem ersten Abschnitt dieser Abhandlung erwähnt habe. Ich will daher an dieser Stelle auf diesen Abschnitt verweisen und nur eine ganz kurze Beschreibung dieses gefallenden Stellungnehmens zu geben versuchen. Die gefallende Stellungnahme ist vorbereitend, und grundlegend für die Akte des Gefallens und Mißfallens. Die gefallende Stellungnahme hat in

sich weder den Charakter des Billigenden noch des Mißbilligenden; es ist in ihr nur das Hinzugehen des Subjektes zu dem Gefallensobjekt, die Möglichkeit dafür, daß etwas gefällt oder mißfällt, offen. Diese gefallende Stellungnahme ist selbst in gewissem Sinne von der Willkür des Subjektes abhängig, kann aber auch zu einer für sich permanenten werden. Im speziellen besitzen artistisch sich betätigende Menschen diese zur Permanenz gewordene gefallende Stellungnahme. Die gefallende Stellungnahme, die das ästhetische Gebiet erschließt, ist in einigen Punkten etwas von anderen gefallenden Stellungnahmen verschieden. Es ist eine gefallende Stellungnahme auch Grund- und Vorbedingung für ethisches Gefallen; jedoch wäre es ganz verkehrt, diese gefallende Stellungnahme einen ethischen Elementarhabitus zu nennen: auf ethischem Gebiet scheint mir vielmehr das Billigen etwas dem hier besprochenen Elementarhabitus Analoges zu sein. Der ästhetische Elementarhabitus, die gefallende Stellungnahme, ist selbst für eine andere ästhetische Stellungnahme Vorbedingung: nämlich für das Genießen. Der ästhetische Genuß ist erst da möglich, wo diese gefallende Stellungnahme stattgefunden hat, da überhaupt das Gesamtgebiet des Aesthetischen vom Subjekte aus durch diese gefallende Stellungnahme manifest wird.

Die gefallende Stellungnahme auf ästhetischem Gebiet umschließt jedesmal das Gefallensobjekt so, daß es zu einem einheitlichen Gebilde wird. In dieser Gefallensart tritt das Objekt immer in einer gewissen Ganzheit auf, es ist ein gefallendes Einheitliches, Ganzes. Auch wenn ein Teilmoment besonders gefallenerregend ist, so bezieht sich bei dem ästhetischen Elementarhabitus doch das Gefallen auf ein geschlossenes Objekt. Momente, die gewissermaßen fördernd, für das Gefallen prädisponierend sind, er-

halten dann jene Stellung, die wir als „Gründe“ zum Gefallen bezeichnen.

Ueber diese Gründe ist noch einiges zu sagen. Es sind, wie jedermann sieht, keine logischen Gründe, sondern Gründe völlig anderer Natur. Wenn wir sagen: etwas gefällt uns und wir reihen daran die Frage: warum?, so können wir nicht sagen, wir hätten das Gefallenserlebnis durch Beantwortung dieser Warumfrage begründet. Das Warum beim Gefallen hat einen anderen Sinn als das logische Begründen, das die Wahrheit eines Urteils dartun will. Um Wahrheit handelt es sich hier nicht. Aber selbst nicht einmal um Richtigkeit. Denn es ist ganz müßig zu fragen, ob mein Gefallenserlebnis ein richtiges oder unrichtiges ist; die Gefallensgründe werden also etwas anderes im Sinn haben. Es wird durch diese Gefallensgründe ein spezieller und hervorragender Anlaß — nach subjektivem Ermessen — zu dem Gefallenserlebnis kundgegeben. Wenn ich sage: etwas gefällt mir, weil dieses oder jenes an ihm ist, oder weil es so beschaffen ist, usw., dann gebe ich mit dieser Begründung nichts weiteres als besondere das Gefallen erregende Faktoren an. Und immer dann, wenn ich diese Begründungsfrage beim Gefallen beantworte, beziehe ich mich nicht auf die Gesamtheit des Gefallensobjektes, sondern auf irgend einen prädisponierenden Faktor in dem Gefallensobjekte. Meist ist dieser Faktor eine Andeutung des durch das Gefallensobjekt gegebenen Korrelats zu dem in mir vorhandenen Schema. Das Korrelat als solches, gleichsam in seiner Abstraktheit, „gefällt nicht“, aber dieses Dasein des Korrelats ist für das Gefallen selbst (als Erlebnis genommen) von weitgehendster Bedeutung, wie wir sahen.

Die gefallende Stellungnahme als ästhetischer Elementarhabitus hat einmal eine spontane autogene

Daseinsweise; und dann kann diese gefallende Stellungnahme auch willkürlich eingenommen werden. Gerade das Letztere ist für die Aesthetik von Bedeutung. Es ist beachtenswert, daß es eine gewisse Freiwilligkeit, ein gewisses Zutun von Seiten des Subjektes notwendig macht, um überhaupt zu ästhetischen Gegenständen zu gelangen. Das ästhetische Gebiet bedarf für viele, um überhaupt erst gesehen zu werden, einer innerlichen Zuwendung, die mehr ist als eine Zuwendung zu bloß als ästhetisch bezeichneten Objekten. Wenn auch einmal, wie ich vorhin sagte, völlig „autogen" diese gefallende Stellungnahme aus dem Individuum hervorgeht, so ist doch andererseits bei vielen Menschen dieses ursprüngliche Gefallen ohne weiteres nicht möglich. Es gibt Menschen, die Kunst und Kunstdinge sehr schätzen, achten, verehren, bewundern, anstaunen usw., denen aber trotzdem der ästhetische Elementarhabitus völlig ferne liegt. Es fehlt ihnen an dem nötigen guten Willen, daß ihnen etwas gefallen kann. Diese willentliche Zuwendung zu einem möglichen Gefallen ist eine Art gefallenden Stellungnehmens, die sich von der anderen Art des autogenen Gefallens unterscheidet und die bei der subjektiven Aesthetik zu berücksichtigen wäre.

III. Vorkommenseigentümlichkeiten des Gefallens.

In diesem Abschnitt will ich ziemlich kursorisch all dasjenige behandeln, was bis jetzt noch nicht erörtert wurde und was nach meiner Ansicht von besonderem Interesse in einer Monographie des Gefallens ist. Die Vorkommenseigentümlichkeiten des

Gefallens sollen auch all dasjenige unter sich begreifen, was für das Gefallen bedeutsam ist, und für was das Gefallen bedeutsam wird. Es gibt Typen des Gefallens, die nicht auf Grundklassen, und Grundarten in dem Gefallen selbst zurückzuführen sind, sondern Typen, welche nur sozusagen die Vorkommensweise betreffen.

Diese Typen möchte ich hier zuerst behandeln. Einmal scheint es mir Gefallenstypen zu geben. (Der Einfachheit halber und um mich von dem Sprachgebrauche nicht zu entfernen, setze ich hier Typus des Gefallens gleich dem Subjekte, bei dem eine solche typische Ausprägung des Gefallens, ein solcher Gefallenstyp besonders vorherrschend wird oder ist, ohne daß ich deswegen leugnen möchte, daß es auch für solche typische Träger von Gefallenserlebnissen andere als die ihnen eben als typisch zugesprochenen gäbe).

Einmal ist das umfängliche, weit ausgreifende Gefallen für viele Menschen typisch. Ein Gefallen, das jedesmal in dem Gefallensobjekte „mehr" zu haben glaubt und auch haben will, als eigentlich wirklich da ist. So etwas Bestimmtes, Einziges vermag das Gefallen dieser Leute nicht zu sättigen, es muß ein breites, wenn auch unbestimmtes Gebiet sein, worauf das Gefallen abzielt. Aehnlich wie Max Scheler [1]) es bei der modernen Menschenliebe gezeigt hat, die aus einer Nächstenliebe eine Fernstenliebe geworden ist. Die gefallende Stellungnahme kann sich nicht sehr pointieren, und wenn auch das Gesamtgefallensobjekt einer gewissen Einheitlichkeit nicht entbehrt, so ist in diesem weitumfassenden Gefallen doch eine gewisse Gegensätzlichkeit zu der gewöhnlichen Abgegrenztheit und Geschlossenheit des

[1]) „Beiträge zur Phänomenologie und Theorie der Sympathiegefühle und von Liebe und Haß", Halle 1912.

Gefallensobjektes vorhanden. Dieses weitumgreifende Gefallen ist seinem Wesen nach ein schwaches, und wenn ich mich der Uebertragung bedienen darf, ein unexaktes. Dies darum, weil das Korrelat in dem Gefallensobjekte gleichsam nicht mehr mit einem Schlage erfaßt und geschaut werden kann.

In gewissem Gegensatz hiezu steht ein anderer Gefallenstyp, der des spezifisch engen und begrenzten Gefallens. Bei ihm richtet sich das Gefallenserlebnis, der Gefallensakt, wohl auch noch auf ein Objekt, das eine Einheitlichkeit darstellt, aber hauptsächlich richtet sich der Gefallensstrahl, bildlich gesprochen, auf jenen einen Brennpunkt in dem Gefallenserlebnis, der gewöhnlich als Grund zum Gefallen genannt wird. Dieser Grund scheint es zu sein, der diesen Individuen besonders und vorzugsweise gefällt, eben weil ihr Gefallen nun ein so beschränktes und enges ist.

Ein anderer Typus des Gefallens ist der des schwankenden, unsicheren Gefallens. Es gibt Menschen, die wohl zu gefallender Stellungnahme befähigt sind, bei denen aber die Gefallensentscheide selbst sehr unbestimmt und unsicher ausfallen, die fast niemals zu radikalen Akten des Gefallens oder des Mißfallens gelangen können. Diese Menschen bewegen sich sehr gerne in gefallender Stellungnahme, sie versuchen es immer wieder und wieder, Gefallensentscheide zu provozieren, aber sie gelangen selten zu solchen und wenn sie zu solchen gelangen, so entbehren diese Entscheide meist jeglicher Definitivität und Absolutheit. Es sind das Leute, die gar oft sehr ästhetisch prädisponiert sind, die allem gegenüber den ästhetischen Elementarhabitus aufsetzen wollen, denen aber eine gewisse innere Richtkraft und Direktion mangelt, um zu ausgesprochenen Akten des Gefallens und Mißfallens zu gelangen. Sie schwanken

hin und her und fühlen sich gar oft sehr wohl in diesem Spiel zwischen Gefallen und Mißfallen.

Ein Gegensatz zu diesem Typus ergibt sich natürlich in denjenigen Individuen, die fast ständig ausgesprochene Akte des Gefallens und Mißfallens haben. Eine nähere Charakterisierung dieses Typus ist wohl überflüssig. —

Im allgemeinen ist das Gefallen ein Interessemoment für gar mancherlei psychische Zuwendung. Das Gefallen wirkt prädisponierend auf unser Wollen, auf unser affektives Stellungnehmen, und auch auf intellektuelle Betätigung. Es ist nicht zu verkennen, daß dasjenige, das einmal Objekt eines Gefallensaktes war, besonders geeignet ist, auch gewollt und erstrebt zu werden, sofern es überhaupt ein Wollbares oder Erstrebbares ist.

Das, was der Akt des Gefallens umschließt, erhält, wie wir im Vorausgehenden bemerkt haben, eine besondere Zugehörigkeit zu dem Ich und es ereignet sich sehr häufig, daß die Zugehörigkeit die Basis für ein Streben wird. Wir können hier auch zweierlei unterscheiden; einmal kann das Gefallensobjekt rein als Objekt Inhalt des Strebens werden, und deshalb, weil es Gefallensobjekt ist, ein besonders geeignetes Strebensziel sein. Andererseits aber kann auch in dem Akte des Gefallens selbst und mit ihm ein Strebensakt erstehen, der gleichsam durch den Akt des Gefallens kontagiös affiziert ist. Im gewöhnlichen Leben finden wir hiefür oft Beispiele. Wir haben etwa Gefallen an einer Frucht und mit diesem Gefallen entsteht in uns eine innere Zielung auf dieselbe. Kein erlebtes Kausiertsein! Sondern mit dem Akte des Gefallens bildet sich diese innere Zielung unseres Ich auf den Gegenstand aus, die wir eben „Streben“ zu nennen gewohnt sind. Im Akte des Gefallens wird gleichsam ein Weg zu

dem Objekt gesucht und gefunden, ein Weg, dessen ähnliche Richtung der Akt des Strebens für seine Wirksamkeit und sein Inkrafttreten verwendet.

Durch den Akt des Gefallens wird in gleicher Weise eine Prädisponiertheit des Subjekts zu affektiven Erlebnissen in betreff des Gefallensobjektes gefördert. Geradeso wird durch die Akte des Mißfallens, um es hier zu erwähnen, eine solche affektive Stellungnahme des Subjekts begünstigt. Das Entsprechende, oder Nichtentsprechende in dem Akte des Gefallens wird zum Stimulus affektiver Reaktionen gegen das Gefallensobjekt.

Es ist weiterhin nicht unbekannt, daß auch ein intellektuelles Interessenehmen sehr häufig durch Gefallenserlebnisse prädisponiert wird. Es ist eine bekannte Erscheinung, daß die Menschen über dasjenige gerne zu reflektieren pflegen, was ihnen gefällt oder allgemeiner gesprochen, zu dem sie überhaupt eine gefallende Stellungnahme besitzen. Damit ist auch gesagt, daß Mißfallenserlebnisse, so sehr sie für eine volitive Zuwendung hinderlich sind, für eine intellektuelle Zuwendung nicht von Hemmung zu sein scheinen. Auch das Mißfallende erregt in dem Individuum eine so eigentümliche Bewegung, es setzt seelisch soviel repulsive Kräfte ins Werk, daß eine Uebertragung dieser Bewegung auch auf intellektuelles Gebiet sehr häufig ist. Die Art, auf die speziell das Gefallen oder das Mißfallen als ein solches Interessemoment wirksam ist, ist mit diesen Sätzen bloß angedeutet und eine weitergehende Untersuchung könnte hier mancherlei Resultate fördern.

Ich möchte in diesem Abschnitt noch auf eines hinweisen. Es gibt eine Art Wegwendung vom Gefallen überhaupt, ein Sichverschließen gegen das Gefallen; wir hatten etwas Aehnliches schon bei der

Besprechung des ästhetischen Elementarerlebnisses angeführt. Dieses Verschließen gegen das Gefallen kann auch verschiedenartig gestaltet sein. Es kann wirklich ein völliges Ausbleiben von Gefallenserlebnissen zur Folge haben. Es gibt Menschen, die absichtlich und offenkundig alle Gefallenserlebnisse von sich abtuen (oder auch in vielen Fällen abzutun bestrebt sind). Diesen Menschen soll nach ihrer Vornahme nichts mehr gefallen, und vielfach auch nichts mehr mißfallen. Sie werden wohl noch Gefühle des Angenehmen und Unangenehmen, der Lust und Unlust besitzen, aber ein tieferes Stellungnehmen zu solchen gefühlsbetonten Objekten unterbleibt. Das ist ein extremer Fall.

Viel weniger ausgesprochen ist das Abtuen des Gefallens bei denjenigen, die in der Täuschung leben, daß ihnen nichts mehr gefalle. Hier findet eine eigentümliche Verdrängung der Gefallenserlebnisse statt; die Gefallenserlebnisse werden nicht mehr gesehen oder sie werden, was noch häufiger ist, in einer anderen Form gesehen als wie sie wirklich sind. So ereignet es sich, daß für Gefallenserlebnisse bestimmte andere, oft gegensätzliche seelische Erscheinungen eintreten. Es findet ein Stellvertreten statt, z. B. kommt es vor, daß für die Erlebnisse des Gefallens bestimmte Gefühle der Wehmut eintreten. Die „lustigsten Melodien" stimmen mich traurig, sagen diese Menschen; hier ist sehr oft die Trauer nichts anderes als ein vikariierendes Wehmutsgefühl für einen verdrängten Akt des Gefallens. Diese Beispiele ließen sich sehr häufen und die Literatur, welche durch die psychoanalytischen Forschungen Sigmund Freuds entstand, ist sehr reich an tatsächlichen Belegen für das hier genannte Beispiel.

Die Beziehung des Gefallens auf den Wert ist Anlaß zu gar vielen Täuschungen über den Wert, der

in dem Gefallensobjekt liegt. Wie ich zu zeigen versuchte, war in dem Gefallen meine Richtung auf Wertmäßiges da, es war aber keine genaue Erfassung des Wertes und seiner Rangstufe in dem Gefallenserlebnis selbst gegeben. Aus dieser Tatsache entspringt eine ganz eigentümliche Beziehung der Gefallensakte und Mißfallensakte im Reich der Werte. In den Akten des Gefalles werden zwar nicht Werte geschaffen, wohl aber Werte „genommen" und aufgestellt. Sehr häufig tritt nun der Fall ein, daß diese durch die Akte des Gefallens aufgestellten Werte als tatsächlich so bestehende, an ihrer richtigen Stelle seiende Werte vermeint werden. Diese Täuschungen sind sehr weitgehende und sind mit der Anlaß, daß heutzutage die Lehre von der Objektivität der Werte in so starken Mißkredit geraten ist. Illustrieren wir kurz das Vorangehende mit einem Beispiel. Irgend eine soziale Position, z. B. das Amt eines Bürgermeisters, „gefällt" diesem oder jenem Individuum in besonders hohem Grade. Für dieses Individuum wären andere, geeignetere, ihm angemessenere und höhere Werte vorhanden, von denen es sich leiten lassen sollte, aber das Amt des Bürgermeisters gefällt ihm, und hieraus erwächst eine Werttäuschung. Der relativ niedrige Wert, der in dem Amt des Bürgermeisters steckt, wird durch das Individuum gefallensmäßig anderen, höheren Werten vorgezogen, ohne daß dieses Individuum sich seines faktischen Vorziehens bewußt würde. Es nimmt einfach den Wert, auf den sein Gefallen gerichtet ist, als den höheren, als denjenigen, der für seine Zwecksetzungen maßgebend ist. Das Gefallen bedingt hier eine sehr böse Werttäuschung.

Andere Täuschungen, die mit und durch das Gefallen entstehen, gibt es noch vielerlei. Eine der hauptsächlichsten ist diejenige, in der wir Gefallen

für Liebe nehmen. Wir glauben etwas zu lieben, das uns (bloß) gefällt. Die Akte des Liebens, die in viel höherem Grade eine Zuwendung der Persönlichkeit, bedingen, werden verwechselt mit den Akten des Gefallens, an denen nur eine oberflächliche Schicht des Ichs teilzuhaben braucht. Gewiß wirkt das Gefallen prädisponierend für die Akte des Liebens, aber es besteht kein Wesenzusammenhang, daß ich nur dasjenige lieben könnte, das mir gefällt. Hiemit scheint mir auch der Umstand erhellt zu sein, daß das Gefallen vollständig außerhalb und unabhängig und fast beziehungslos zu den Akten des Liebens ist.

Aehnlicherweise, wie das Gefallen täuschend für Liebe eintreten kann, kann das Mißfallen für Haß genommen werden. Auf diese Verschiebungen und Täuschungen des psychischen Geschehens näher einzugehen, glaube ich mir hier ersparen zu können, da es mich auch zu weit von meinem Thema abschweifen ließe. (In Betreff des Gesamtgebiets der „Selbsttäuschungen“ möchte ich auf den vorzüglichen Artikel von Max Scheler hinweisen, der im ersten Band der Zeitschrift für Pathopsychologie erschienen ist, Leipzig 1911, Wilh. Engelmann).

IV. Einige kritische Bemerkungen.

Gleich im Anfang dieser Abhandlung sah ich mich veranlaßt, auf die Theorie hinzuweisen, die Hermann Schwarz in seiner „Psychologie des Willens“ (Leipzig 1900) über das Gefallen aufstellt. Es ist in diesem Buche, soweit ich Kenntnis habe, die ausführlichste Behandlung der von uns besprochenen Erlebnisse des Gefallens gegeben worden, die bis jetzt in der Literatur existiert. Da ich auf die

Einzelheiten dieser Theorie, insbesondere auf die vortreffliche Unterscheidung zwischen Gefallen und Lust hier nicht eingehen kann, möchte ich auf das Buch selbst verweisen. In einem Punkte aber möchte ich es versuchen, die Schwarz'schen Ansichten zu modifizieren; nämlich darin, daß die Akte des Gefallens und Mißfallens nicht als Willensregungen, und seien sie noch so ursprünglich, zu betrachten sind.

Auf Seite 92 in dem zitierten Werke sagt Schwarz: „Sind Gefallen und Mißfallen keine Gefühle, so können sie nur in die Klasse der Willensregungen gehören". Gegen diese Disjunktion muß ich unbedingt Front machen; denn damit, daß etwas nicht in die Klasse der Gefühle gehört, ist doch noch nicht seine Zugehörigkeit zur Klasse der Willensregungen ausgemacht. Dies wäre ein erster Einwand.

Schwarz spricht weiter davon, daß Gefallen und Mißfallen die ersten ursprünglichsten Willensregungen seien. „Gingen sie nicht voran, so könnten die späteren, Wünschen und Widerstreben, nicht folgen. Wünschten wir das, was uns bewegt, wenn es uns nicht zugleich gefiele? Gewiß nicht. Ebenso widerstreben wir nur, wo und weil uns ein Gegenstand mißfällt." Hier scheint mir Schwarz Willensregungen mit Anregungen, Anlässen zum Wollen zu verwechseln. Wir geben gerne zu, daß die Akte des Gefallens und Mißfallens Momente sind, die ein Streben, resp. ein Widerstreben begünstigen können. Damit ist aber noch lange nicht gesagt, daß die Akte des Gefallens „Erstlinge im Willensreiche" sind (S. 94). Es liegt in dieser Theorie, so wenig es vom Verfasser beabsichtigt zu sein scheint, eine erhebliche Mechanisierung des Willensgeschehens. Das Wollen wird nicht mehr als spontan aus dem Innersten der Persönlichkeit herausquellend gedacht, sondern es wird aufgefaßt nach dem Bilde eines

elektrischen Stromes etwa, der dann überfließt, wenn ein Kontakt geschaffen wird; und dieser Kontakt soll in den Akten des Gefallens zu finden sein.

An einem andern Punkte scheint mir die Schwarzsche Gefallenstheorie ebenfalls anzugreifen zu sein. Schwarz behauptet auf S. 94 „Gefallen ist die Reaktion der wollenden Seele, wenn die Gegenstände, von denen sie bewegt wird, genossen, besessen, verwirklicht sind". Sofern mit dieser Definition nichts anderes als eine terminologische Feststellung des hier gebrauchten Ausdruckes „Gefallen" gegeben sein soll, haben wir nichts einzuwenden. Wenn aber Schwarz mit dieser Definition behaupten will, etwas den Tatsachen Konformes angeführt zu haben, möchten wir dem widerstreiten. Wenn die Gegenstände, von denen die wollende Seele bewegt wird, genossen, besessen und verwirklicht sind, so braucht das Gefallen immer noch nicht als Reaktion dieser wollenden Seele aufzutreten. Ich möchte bloß auf das Beispiel verweisen, daß gar oft kein Gefallen eintritt, wenn ein Willensziel in dem Sinne erreicht ist, daß der gewollte Gegenstand zur Verwirklichung gelangt. Man kann einer solchen Verwirklichung vollständig indifferent gegenüberstehen und gerade Gefallensakte brauchen nicht die Reaktion der wollenden Seele gegenüber den genossenen, besessenen und verwirklichten Gegenständen zu sein.

Wenn Schwarz mit Gefallen hier nichts anderes sagen will, als die Erfüllung eines Wollens, dann hat er sicher nicht unrecht; die Erfüllung resp. das Erlebnis der Erfüllung, wird eine Reaktion der wollenden Seele sein, wenn Gegenstände, von denen sie bewegt wird, genossen usw. sind. Aber gemeinhin pflegen wir doch Gefallen von einem gewöhnlichen Erfüllungserlebnis zu unterscheiden. Es ist wohl möglich, daß ein Erfüllungserlebnis mit Gefallens-

akten verbunden ist, es besteht jedoch hierin kein Notwendigkeitszusammenhang.

Dieselben Einwände, die ich hier gegen die Theorie vom Gefallen gemacht habe, muß ich weiter machen gegen die Schwarz'sche Theorie des Wunsches. Schwarz unterscheidet „gesättigtes und ungesättigtes Gefallen" und behauptet (S. 97 ff.): „Das Begehrte, das wir haben, sättigt unser Gefallen; solange wir es begehren, ohne es zu haben, bleibt unser Gefallen ungesättigt". „Soweit das Gefallen gesättigt ist, wird es nicht gewünscht; . . . . . Soweit das Gefallen ungesättigt ist, wird es gewünscht". Schwarz konstatiert in diesen Sätzen, daß „alles Gefallen und Mißfallen Unterschiede in der Sättigung zuläßt". Sofern Schwarz mit der Unterscheidung von gesättigtem und ungesättigtem Gefallen nichts anderes, als die obenerwähnten Erfüllungserlebnisse des Strebens und Wollens im Auge hat, glaube ich ihm recht geben zu müssen. Etwas, das in der Richtung meines Strebens liegt, kann eine höhere oder geringere Sättigung seiner Erfüllung haben. Aber das Gefallen, wie es schlechthin verstanden wird, dürfte auch hier nur zum Teil geeignet sein, die von Schwarz gewünschte Stelle in seiner Theorie einzunehmen. Man könnte zugeben, daß das Gefallen Sättigungsunterschiede zuläßt; und ich glaube, die Rede von Sättigungsunterschieden dürfte im allgemeinen dem entsprechen, was wir mit Graden des Gefallens an früherer Stelle bezeichnet haben. Aber auch daraus scheint mir nicht die Konsequenz zu folgen, daß ein ungesättigteres Gefallen in uns das Streben anregt, es zu einem gesättigteren werden zu lassen. Es liegt in der Natur der Dinge sozusagen, daß manches Gefallen eben je nach der Kongruenz zwischen Objekt und Subjekt einen geringeren Grad aufweist. Es gibt doch sicherlich auch die Tatbestände, in

denen zum Ausdruck kommt, daß es bei einem Individuum bei einem bestimmten Grade des Gefallens bleibt, eben demjenigen Gefallensgrade, der dem Gegenstande angemessen ist, ohne daß dadurch eine begehrende Veränderung des Gegenstandes von Seiten des Subjektes einsetzt. Wenn auch hin und wieder das Gegenteil des Erwähnten eintritt, so ist dieses Gegenteil doch eben nicht die Norm. Es liegt hierin keine Gesetzmäßigkeit begründet, wie Schwarz zu sehen glaubt; und nicht jedem muß man die Mahnung zurufen: „Die Sterne die begehrt man nicht, man freut sich ihrer Pracht!"

In betreff des Widerstrebens in seiner Verbindung mit dem Mißfallen stellt Schwarz eine analoge Theorie auf, die ich aber gleichfalls mit ähnlichen Einwänden bekämpfen könnte, wie ich es eben beim Gefallen unternommen habe; ich glaube aber durch eine Polemik gegen diesen letzteren Punkt wenig Neues mehr sagen zu können.

Das Wichtigste in meiner Polemik gegen Schwarz bleibt immer meine Auffassung, daß das Gefallen keine primitive Willensregung, sondern nur eine Anregung zum Wollen werden kann. Hier könnte man gegen mich einwenden, daß ich ja auch eine gewisse willkürliche Zuwendung von Seiten des Subjektes zu dem Gefallensobjekt beim Gefallenserlebnis für notwendig erachtete, und man könnte weiter sagen, daß darin ein volitives Grundmoment eingeschlossen liegt. Das will ich nicht bestreiten, aber dieses willkürliche Einsetzen hat nichts mit einem Willenserlebnis zu tun, für das ein Gefallen Grundlage wäre. Es ist möglich und zugegeben, daß für das Gefallen Faktoren in Betracht kommen, die wir dem Willensgebiete zuzurechnen pflegen, aber damit ist das Gefallen selbst doch noch nicht in eine Abhängigkeit und Unterordnung zu dem Willens-

gebiete geraten. Es wäre dies geradeso, als wenn man behaupten wollte, das Denken sei eine primitive Stufe des Wollens, weil zur Vollziehung eines Denkaktes ein gewisses wesentliches Einsetzen unumgänglich notwendig ist.

An dieser Stelle könnte noch eine Argumentation gegen Herbart einsetzen, der das sittliche Bewußtsein im Menschen aus ursprünglichen Akten des Gefallens und Mißfallens ableitet, doch unterlasse ich dies mit dem Hinweis auf den Abschnitt über ethisches Gefallen, worin ich, wenn auch ohne Namensnennung, auf diese Theorie polemisch eingegangen bin.

Die hauptsächlichsten Ansichten über das Gefallen, sofern sie mir vorgelegen haben, versuchen eine Reduktion des Gefallens, resp. Mißfallens auf Lust und Unlust. So auch Fechner, „Vorschule der Aesthetik" I/7 u. a. m.

Eine kurze Würdigung der Einfühlungstheorie, wie sie u. a. hauptsächlich von Th. Lipps vertreten wird, habe ich gleichfalls in dem früheren Text miteingeflochten.

Franz Brentano bringt in seiner Psychologie als dritte Grundklasse des Psychischen Liebe und Haß dem Gefallen und Mißfallen nahe. Ja an manchen Stellen (so insbesondere „Vom Ursprung d. sittlichen Erkenntnis" Lpz. 1889, Seite 16) setzt er geradezu eines dieser Gegensatzpaare für das andere. Wenn ich völlig von einer Kritik seiner psychologischen Klassifikation absehe, so kann ich doch nicht umhin gegen eine Identifizierung von Liebe und Haß mit Gefallen und Mißfallen Front zu machen. Liebe und Haß sind völlig andere psychische Fakta als Gefallen und Mißfallen. Wie sehr sie voneinander divergieren ist für jeden klar, der unserer Untersuchung mit

etwas Aufmerksamkeit gefolgt ist; denn er wird leicht erkennen, daß das Gefallen eine eigenartige selbständige Natur besitzt, die mit der der Liebe in keiner Weise zusammentrifft. Insbesondere wird diese Verschiedenheit durch die Tatsache erhärtet, daß Liebe und Mißfallen ebenso wie Haß und Gefallen auf denselben Gegenstand bezogen gleichzeitig bestehen können.

Es ist nicht zu leugnen, daß Gefallen und Liebe ihrer Struktur nach manches Gemeinsame haben. So die Bezogenheit auf Werte, ihre Aktmäßigkeit. Doch wäre es eine falsch angebrachte Unifikationstendenz, wenn man so verschiedene psychische Tatbestände wie Liebe und Gefallen, wegen einiger Strukturgemeinsamkeiten für identisch halten wollte.

Curriculum vitae.

Karl Konstantin Loewenstein-Freudenberg, kath. Konfession, ist geboren zu München-Nymphenburg am 28. VIII. 1885. Nach zweijährigem Privatunterricht in den Elementarfächern trat er in die Volksschule über. Nach Beendigung der 4ten Klasse der Volksschule besuchte er neun Jahre lang das humanistische Luitpoldgymnasium seiner Vaterstadt. Nach Absolvierung dieser Lehranstalt studierte er auf der Münchener Ludwig-Maximilians-Universität einige Jahre Naturwissenschaft, insbesondere Physik und Chemie. Nebenbei setzte er die schon auf dem Gymnasium begonnene praktische Musikpflege fort und frequentierte die musikwissenschaftlichen Vorlesungen der Herren Professoren A. Sandberger und Th. Kroyer. Im wesentlichen durch die Lehrtätigkeit von Th. Lipps bewogen konzentrierte er in den letzten Jahren sein Studium auf das Gebiet der reinen Philosophie. Außer von dem Genannten waren es die Herren Professoren und Dozenten: A. Pfänder, v. Hertling, C. Baeumker, v. Aster, Geiger, Fischer und Scheler, denen er Anregung und Förderung für sein Studium verdankt. Ueberdies war es die Einwirkung des akademischen Vereins für Psychologie und Philosophie, die in besonderem Maße den Ansporn zu eigener philosophischer Tätigkeit begründete.